



1/Januar 2004

# Unipress



Diesmal ganz  
im Zeichen  
des Jubiläums  
**100 Jahre**  
**akademische**  
**Bildung**  
**von Frauen**  
**in Bayern**

Zeitschrift der Universität Augsburg • ISSN 0937-6496



# Liebe LeserInnen Liebe LeserInnen

Eigentlich hätte ich mir auch zu dieser ganz besonderen Unlpress-Ausgabe das Editorial wieder sparen können oder sollen. Anders als bei der letzten Ausgabe diesmal freilich weniger aus Gründen profilschärfender Sparsamkeit, sondern einfach deshalb, weil das, was Männer zum Thema „100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“ zu sagen haben, ohnehin auf den Seiten 74 ff. nachzulesen ist – exemplarisch jedenfalls, wenngleich, wie zu befürchten ist, vielleicht nicht ganz repräsentativ.

Oder bin ich da zu pessimistisch? Womöglich gehören jene männlichen Ängste, die die beiden historisch ausgerichteten Beiträge der Professorinnen Silvia Serena Tschopp und Eva Matthes als Felsen auf dem steinigen Weg zum Frauenstudium schildern, ja tatsächlich der Vergangenheit an? Wenn – andererseits – dem tatsächlich so wäre: wie käme es dann zu den zahlreichen Beiträgen in diesem Heft, die durchaus belegen, dass bei aller Gegenwart die Vergangenheit noch sehr präsent und bis zur Zukunft noch viel zu tun ist – bis zu jenem Jahr 2103 z. B., für das Prof. Dr. Ina Schabert in ihrer Festansprache beim Jubiläumsfestakt „100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“ in der Münchner Residenz (siehe S. 24 ff.) jene Verhältnisse vorausgesagt hat, die frau und man(cher zumindest) sich jetzt bereits wünschen würde.

Ob es aber überhaupt lohnt, so weit vorauszu denken? Sicher scheint nämlich zu sein, dass die Frage, ob man Zugang zur Universität erhält, künftig weniger denn je davon abhängig sein wird, was man in der Hose hat, sondern dass es mehr darauf ankommen wird, was man/frau im Geldbeutel hat. „Halt“, sagen Sie, „das ist zu kurz gedacht! Denn für Studentinnen – zumal mit Kind – könnte es durchaus schwieriger werden als für Studenten, neben dem Job, der für die Finanzierung der Studiengebühren nötig ist, auch noch zu studieren.“ Recht haben Sie! Aber was wir jetzt – und ich weiß auch nicht, warum ich das immer vergesse – beide

nicht bedacht haben: Studiengebühren werden doch ausschließlich auf der Grundlage eines ausgeklügelten Stipendiensystems eingeführt werden, das absolut sicherstellt, dass niemandem aufgrund seiner sozialen Herkunft und seiner dementsprechenden materiellen Lage die Universität verschlossen bleiben wird. Der ganze letzte Absatz war also gewissermaßen umsonst, er entbehrt jeder Grundlage.

Damit das nicht so weitergeht und ich nicht weiter wertvolles Weiß, auf das Sinnvolles gedruckt werden könnte, verschwende, will ich doch noch ganz kurz vermerken, warum ich mir dieses Editorial wirklich hätte sparen sollen oder eigentlich anderen hätte überlassen müssen: Diese Unlpress-Ausgabe hat beschämend wenig mit der UniPress-Redaktion zu tun, die hier folglich auch nicht die Federn stellen sollte!

Das Heft konzipiert und das Material dafür gesammelt haben Marion Magg-Schwarzbäcker und Sandra Mair vom Frauenbüro – gemeinsam mit Renate Diessenbacher, Gertrud Roth-Bojadzhiev und Birgit Schaufler. Ihnen gebührt der Dank der UniPress-Redaktion, zumal diese angesichts der überwältigenden Fülle des gesammelten Materials davon entbunden war, sich – abgesehen vom Veranstaltungskalender und von den ZWW-News – um Frauenfernes oder -fremdes zu kümmern, um ggf. nur ja den Regelumfang von 64 Seiten nicht zu unterschreiten.

Die Kehrseite: Mag sein, dass mancher in diesem Heft nicht das findet, womit er gerechnet hat. Auch dies aber kein Grund zu murren: auf diese Unlpress folgt spätestens Mitte April ja schon wieder eine UniPress!

Viele Grüße,

Ihr

Klaus P. Prem

IMPRESSUM

UniPress (ISSN 0937-6496) ist die Zeitschrift der Universität Augsburg und erscheint im Selbstverlag sechsmal pro Jahr (im Januar, April, Juni, Juli, Oktober und Dezember) in einer Auflage von 4500 Exemplaren.

Herausgeber:

Der Senat der Universität Augsburg

Redaktion:

Klaus P. Prem (verantwortlich) und Petra Müller (und für diese Ausgabe zusätzlich: Marion Magg-Schwarzbäcker, Renate Diessenbacher, Sandra Mair, Gertrud Roth-Bojadzhiev und Birgit Schaufler)

Redaktionsanschrift:

Pressestelle der Universität Augsburg, 86135 Augsburg, Telefon 0821/598-2094, -2096, Telefax 0821/598-5288, info@presse.uni-augsburg.de, www.presse.uni-augsburg.de

AutorInnen dieser Ausgabe:

Tobias Brenner, Ulrike Eisenhut, Eva-Maria Zeiss, Studentinnen, UA; Prof. Dr. Wilfried Bottke, Rektor der UA; Prof. Dr. Jost-Hinrich Eschenburg, Professor für Mathematik, UA; Dr. Claudia Fahrenwald, HWP-Stipendiatin, UA; Günther Grünsteudel, Universitätsbibliothek Augsburg, Fachreferat Musik und Politik; Dr. Stephanie Handschuh-Heiß, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im HWP-Projekt Gender Mainstreaming, UA; Prof. Dr. Leonie Herwartz-Emden, Professorin für Pädagogik mit Schwerpunkt geschlechtsspezifische Bildungsprozesse in der Kindheit, UA; Aurelie Kuhn, Studentin, UA; Prof. Dr. Hildegard Macha, Lehrstuhl für Pädagogik mit Berücksichtigung der Erwachsenenbildung und außerschulischen Jugendbildung, UA; Marion Magg-Schwarzbäcker, Dipl. Soziologin, Leiterin des Frauenbüros, UA; Sandra Mair, Studentin, UA; Prof. Dr. Eva Matthes, Lehrstuhl für Pädagogik, UA; Dr. Azra Pourgholam-Ernst, Universität Dortmund, Trägerin des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2003; Prof. Dr. Friedrich Pukelsheim, Lehrstuhl für Stochastik und ihre Anwendungen, UA; Dr. Gertrud Roth-Bojadzhiev, Akademische Oberrätin am Lehrstuhl für Kunstpädagogik, UA; Prof. Dr. Ina Schabert, Professur für Literaturwissenschaft, LMU München; Dr. Birgit Schaufler, HWP-Stipendiatin, UA; Verena Schurr, Wiebke Waburg, Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen im DFG-Projekt Augsburgs Mädchen-schulen; Dr. Cosima Schuster, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Theoretische Physik II, UA; Dr. Elena Tatievskaya, HWP-Stipendiatin, UA; Prof. Dr. Ekaterina Tscherepanova, Professorin für Philosophie an der Gorki Ural State University Ekaterinenburg; Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp, Lehrstuhl für Europäische Kulturgeschichte, UA; Prof. Dr. Dieter Ulich, Lehrstuhl für Psychologie, UA; Prof. Dr. Ulrich Wieczorek, Lehrstuhl für Didaktik der Geographie, UA

Herstellung:

Joh. Walch GmbH & Co  
Im Gries 6, 86179 Augsburg

© by Universität Augsburg. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur in Abstimmung mit der Redaktion. Gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und für unverlangt eingesandtes Bildmaterial wird keine Gewähr übernommen.

Die nächste Ausgabe erscheint noch im April 2004. Redaktionsschluss ist der 8. März 2004.

- Forschen, Lehren, Aufbegehren: Wie würdigen wir 100 Jahre Frauenstudium in Bayern? Marion Magg über das Programm zum Centennium 5
- Das Augsburger Programm zur Ausstellung „100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“ 7
- Die weibliche Gelehrte als „Monstrum naturae“? Silvia Serena Tschopp über Frauen und intellektuelle Bildung in der Frühen Neuzeit 9
- Zu den Anfängen des Frauenstudiums: ein Interview mit Dorothea Christiana Erxleben (1715 - 1762), der ersten Deutschen, die einen Doktorhut trug 10
- Es fehlten die Vorbilder: Eva Matthes über den steinigen Weg der Frauen zur universitären Gleichberechtigung 13
- „2103“: die Festrede von Ina Schabert bei der Münchner Festveranstaltung „100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“ 24
- Können Männer besser denken als Frauen? Hildegard Macha über Gender Studien und Gender Mainstreaming allgemein und an der Universität Augsburg 28
- Frauen an der Universität Augsburg im Spiegel der Zahlen 32
- Frauen(gleichstellung) an der Hochschule: ein archäologisches Fundstück 34
- Frauen an der Universität Augsburg: wie sie ihre Situation und die Universität sehen, warum sie hier studieren bzw. arbeiten und was sie sich wünschen 35
- Gedanken und Fragen zum Thema von einer bewegten Sekretärin 40
- Bedingungslos in ihrer Auffassung von künstlerischer Arbeit: Gertrud Roth-Bojadzhiev über Hilda Sandtner 44
- „Töne ordnen“ als Existenzform: Günther Grünsteudel über Erna Woll 47
- Gender Mainstreaming: Birgit Schaufler über neue Wege der Geschlechterpolitik 52
- Der Blick von Außen I: Elena Tatievskaya über die Gleichberechtigung der Frau in Russland und über Schein und Wirklichkeit 55
- Der Blick von Außen II: Ekaterina Tscherepanova über ihre Karriere als Wissenschaftlerin in Russland 57
- Der Blick von Außen III: Azra Pourgholam-Ernst über die Identitätssuche von Iranerinnen an Hochschulen 58
- Karriere und Leben als Strukturarbeit: Leonie Herwartz-Emden über Frauen im Wissenschaftsbetrieb 62
- Zwischen Hörsaal und Wickeltisch: Aurelie Kuhn berichtet aus dem Leben einer Studentin mit Kind 65
- Claudia Fahrenwald über Women's Studies an der Partneruniversität Pittsburgh 66
- Sozialisationsfeld Mädchenschule: Verena Schurt über ein DFG-Projekt 68
- Wer war Hertha Sponer? Cosima Schuster über den verleugneten Anteil der Frauen an der Physik 69
- Deutsche Physikerinnentagung 2003 in Augsburg: eine Bilanz des Augsburger DPT-Organisationskomitees 71
- Girls' Day: Sandra Mair über den Mädchen-Zukunftstag an der Universität Augsburg 73
- ... und was Männer dazu sagen: Standpunkte zu „100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“ von Wilfried Bottke, Jost-Hinrich Eschenburg, Ulrich Wiczorek, Dieter Ulich und der Universitätshauptarchivarin Friederike Miehslekup 74
- Muss trotz des Jubiläums sein: UniPressInfo – der Veranstaltungskalender der Universität Augsburg 78
- Und hinten wie immer: die ZWW-News 84

# Forschen, Lehren, Aufbegehren WIE WÜRDIGEN WIR 100 JAHRE FRAUENSTUDIUM IN BAYERN? Marion Magg über das Programm zum Centennium

## DIE AUSSTELLUNG

Eine Arbeitsgruppe der Landeskonferenz der bayerischen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an bayerischen Hochschulen (LaKoF) beantwortete die Frage, wie das am 21. September 2003 fällige Jubiläum „100 Jahre Frauenstudium in Bayern“ zu feiern sei, Ende des Jahres 2000 mit der Idee einer Wanderausstellung. Diese Ausstellung sollte Geschichte und Gegenwart der (akademischen) Bildung in Bayern in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen und Wirkungen aus der Perspektive der Gender Studies thematisieren und eine breite Öffentlichkeit ansprechen.

Für die inhaltliche und gestalterische Umsetzung dieser Idee wurden zwei Expertinnen engagiert, ihre Arbeit wurde von einem aus Mitgliedern der LaKoF bestehenden Kuratorium begleitet.

Es wurde versucht, die aufschlussreiche Geschichte der akademischen Bildungsmöglichkeiten von Frauen vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute wissenschaftlich fundiert und gleichzeitig unkompliziert für Frauen und Männer aller Altersgruppen darzustellen. Ausgehend von den im Jahre 1903 bestehenden „alten“ Universitäten – der LMU München, den Universitäten Würzburg und Erlangen-Nürnberg sowie der TU München – werden in dieser Aus-

stellung unter Einbeziehung der im 20. Jahrhundert gegründeten Universitäten, Fachhochschulen, Musik- und Kunsthochschulen Texte, Bilder und Grafiken auf speziell gestalteten, naturbelassenen Holzwerkstoffplatten und Stoffen präsentiert. Weiterhin sind Multimedia-Effekte zu sehen, wie zum Beispiel zwei Talking Heads: lebensgroße, akustisch bespielbare „Puppen“ (eine Frau in der Kleidung um 1900 und eine junge Studentin unserer Zeit), die die Nachteile und Vorzüge ihrer jeweiligen Bildungsmöglichkeiten diskutieren. Ein akustisch und visuell bespielbares Diorama und Installationen, an denen BesucherInnen selbst agieren können, vervollständigen das Bild. Zwei Akademie-Künstlerinnen stellen Ausschnitte ihrer Arbeit vor. Führungen sowie ein speziell entwickeltes Spiel machen Erwachsene und Heranwachsende zusätzlich mit der Ausstellung näher vertraut.

Die Finanzierung der Ausstellung erfolgte aus Mitteln des Programmteils „Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre“ des Bund-Länder-Hochschul- und Wissenschaftsprogramms (HWP).

Eröffnet wurde diese Ausstellung am 2. Juli 2003 in der Münchner Residenz durch den damaligen Bayerischen Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Dr. h.c. Hans Zehetmair. Mittlerweile war sie auch in Nürnberg, Erlangen

und Würzburg zu sehen. In Augsburg wird sie vom 24. Januar (Eröffnung um 11.00 Uhr) bis zum 20. Februar in der Toskanischen Säulenhalle des Zeughauses präsentiert werden.

Wir zeigen hier auch einen Ausstellungsteil, der sich speziell auf einzelne Aspekte der noch jungen Augsburger Universitätsgeschichte bezieht. Die Texte dieses Teils wurden in einem Seminar über Museumspädagogik unter der Leitung von Brigitte Korn (Museumsleiterin des Hauses Fränkischer Geschichte) von den Studentinnen Daniela Dietrich, Sandra Mair, Sina Nebel, Barbara Roßdeutscher und Andrea Wagner erarbeitet. Zur Ausstellung ist ein im Buchhandel erhältlicher Katalog erschienen.

## DAS BEGLEITPROGRAMM

Das Frauenbüro der Universität Augsburg war von Beginn an an dem Ausstellungs-Projekt beteiligt und arbeitete parallel dazu an der Konzeption eines möglichst hochkarätigen und publikumswirksamen Begleitprogramms, das die Ausstellung bei ihrem Aufenthalt in Augsburg umrahmen und deren Inhalte sowohl „in die Stadt“ tragen, wie auch in Lehrangebote an Universität und Schulen integrieren sollte.

Erste Konsequenz dieses Bestrebens war, als Ausstellungsort die



Toskanische Säulenhalle zu wählen und – neben dem Rektor der Universität Augsburg – auch den Oberbürgermeister der Stadt Augsburg um Übernahme der Schirmherrschaft zu bitten.

Ein Projektteam, dem neben der damaligen Frauenbeauftragten der Hochschule für Musik, Prof. Barbara Busch, Frauen aus verschiedenen Bereichen des städtischen Lebens angehörten – so Ursula Galli von den Brecht-Freunden, Annemarie Helmer-Heichele als Vorsitzende des Berufsverbands bildender Künstler Schwaben Nord und Augsburg e. V. (BBK), die Journalistin Sybille Schiller, die Schauspieldramaturgin Sonja Zirkler vom Theater Augsburg und Marion Magg vom Frauenbüro der Universität Augsburg – entwickelte Ideen und organisierte eine Reihe von Veranstaltungen mit Schwerpunkt im künstlerischen Bereich (Musik, Literatur). Der BBK rief die bildenden KünstlerInnen auf, das Thema „100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern“ in eigener Weise umzusetzen. Die Ergebnisse der Ausschreibung sind in der Ausstellung StandPunkt zu besichtigen, die in der Toskanischen Säulenhalle parallel zur do-

kumentarischen Ausstellung gezeigt wird.

Kontakte des Frauenbüros mit unterschiedlichen Institutionen (Kulturbüro, Gleichstellungsstelle, vhs u. a.) führten sowohl zu Kooperationsveranstaltungen, wie auch zur Rezeption der Thematik in den betreffenden Einrichtungen.

Der zweite Schwerpunkt des Begleitprogramms liegt auf wissenschaftlichen Vorträgen direkt an der Universität. Die Universitätsfrauenbeauftragte Prof. Dr. Hildegard Macha und das Frauenbüro haben für das Wintersemester 2003/2004 eine sechsteilige Ringvorlesung „Forschen, Lehren, Aufbegehren“ organisiert, die am 28. Oktober 2003 prominent eröffnet wurde – durch die frühere Bundestagspräsidentin und Ehrendoktorin der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg, Prof. Dr. Rita Süßmuth. Mit diesem Besuch wurde gleichzeitig der Auftakt für die gesamte Veranstaltungsreihe gegeben.

Die Vorträge dieser Ringvorlesung lagen bzw. liegen (es folgt noch ein Vortrag am 10. Februar) inhaltlich im Spannungsfeld von

Wissenschaft und Politik (Frauenforschung, Frauenpolitik, Gender Mainstreaming) und spannen einen Bogen von den vereinzelt geduldeten ersten Studentinnen vor hundert Jahren bis hin zu Strategien der Durchsetzung von Geschlechtergerechtigkeit (auch) in der Hochschule von heute.

Andere Programmteile sind weniger sichtbar, weil weniger außen orientiert:

In von Prof. Eva Matthes organisierten Blockseminaren zur Museumspädagogik wurden Vorschläge für den Augsburger Teil der Ausstellung sowie ein Konzept für Führungen entwickelt. Das „Personal“ für die Führung von Schulklassen und sonstigen Gruppen wurde also hausintern ausgebildet. Selbstverständlich gab es neben dieser praxisorientierten Annäherung an die Bildungsgeschichte von Frauen auch die theoretische Variante als Seminarangebot an die Studierenden.

Auf der Suche nach einer weiteren Möglichkeit (neben Information und Ausstellungsführungen), das Thema in die Schulen zu tragen, griffen wir die Anregung des Zentralinstituts für didaktische Forschung und Lehre auf, eine Fortbildung für Lehrerinnen und Lehrer anzubieten. Der Vorschlag stieß bei Gerlinde Hatlapatka, Mitarbeiterin des Ministerialbeauftragten für die Gymnasien in Schwaben auf Interesse und Unterstützung. So wurde eine schulart- und fächerübergreifende eintägige Fortbildung konzipiert, die im Rahmen der Fortbildungsveranstaltungen des Ministerialbeauftragten am 29. Januar 2004 stattfinden wird. Sie informiert die Teilnehmerinnen und Teilnehmer über Bildung von Mädchen und Frauen aus historischer und aktueller Perspektive und bietet ihnen die Gelegenheit, sich in Workshops mit Möglichkeiten des geschlechtsdifferenzierenden Unterrichts in ihren jeweiligen Fächern auseinanderzusetzen.

## FESTE FEIERN

Im Rahmen des umfangreichen Programms, das manchen der an Planung und Umsetzung Beteiligten einiges an Kraft und Nerven abverlangt hat, darf natürlich auch mal ganz entspannt gefeiert werden. Die Fete am 5. Februar in der Alten Cafeteria bietet ein tolles Programm – mit „helga s.“ und den „St.-Anna Jazz Babies“, es gibt Mode aus den letzten hundert Jahren, feine Snacks und Cocktails, fetzige Tanzmusik usw. Wir Organisatorinnen freuen uns schon darauf und hoffen, dass viele Augsburgerinnen, vor allem auch Studentinnen und Schülerinnen, die Alte Cafete stürmen und mit uns feiern werden!

## LAST BUT NOT LEAST: UNIPRESS

Sehr am Herzen lag uns diese UniPress-Ausgabe. Ihr bunter Inhalt wird hoffentlich nicht nur die „frauenbewegten“ Menschen an dieser Universität zur Lektüre animieren, sondern auch denjenigen, die bisher zum Thema Geschlechtergerechtigkeit oder zu Gender Studies wenig Zugang hatten, einen kleinen Einblick geben. Insofern ist dieses Heft auch als ein Beitrag zur Verbreitung der – wie es in Bayern so schön heißt – „geschlechtersensiblen Sichtweise“ (gender mainstreaming) zu verstehen

## ZU GUTER LETZT ...

... auch hier ein Dankeschön an die vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Universität Augsburg, die mit Ideen, Zeit, Arbeitskraft, Kooperationsbereitschaft oder Geld zur Realisierung der Ausstellung und des Rahmenprogramms beigetragen haben!

Auf Wiedersehen bei einer oder mehreren unserer Veranstaltungen! Viel Spaß, neue Erkenntnisse und anregende Gespräche und Begegnungen wünsche ich dabei!

# FORSCHEN, LEHREN, AUFBEGEHREN

## DAS AUGSBURGER PROGRAMM ZUR AUSSTELLUNG 100 JAHRE AKADEMISCHE BILDUNG VON FRAUEN IN BAYERN

**Samstag, 24.1.2004, 11.00**

Zeughaus, Toskanische Säulenhalle  
**ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNGEN „FORSCHEN, LEHREN, AUFBEGEHREN. 100 JAHRE AKADEMISCHE BILDUNG VON FRAUEN IN BAYERN“ UND „STANDPUNKT“**  
Begrüßung: Prof. Dr. Hildegard Macha (Frauenbeauftragte der Universität Augsburg) • GRÜSSWÖRTE DER SCHIRMHERREN Prof. Dr. Wilfried Bottke (Rektor der Universität Augsburg) und Dr. Paul Wengert (Oberbürgermeister der Stadt Augsburg) • JUBILAUMSKOMPOSITION VON INES LÜTGE – Es spielen das Kammermusikensemble der Hochschule für Musik und Theater München sowie Studierende der Hochschule für Musik Nürnberg-Augsburg) • EINFÜHRUNG IN DIE AUSSTELLUNGEN „STANDPUNKT“ durch Annemarie Helmer-Heichele (Vorsitzende des BBK Schwaben-Nord und Augsburg e.V.) und „FORSCHEN LEHREN AUFBEGEHREN“ durch Dr. Christiane Wilke (inhaltliche Konzeption) • RUNDGANG durch die Ausstellungen • Im Anschluss STEHEMPFANG

**Samstag, 24.1.2004, 19.30**

Pianohaus Hermes & Weger, Schertlinstr. 19, Eintritt 8 / 4 Euro  
**KOMPONISTINNEN IM 20. JAHRHUNDERT**  
Doppelrecital mit **Kolja Lessing** (Violine, Klavier, Moderation). Werke von Fontyn, Friedmann, Fromm-Michaels, Senfer, Ticharich und Zieritz.

**Montag, 26.1.2004, 20.00**

Volkshochschule Augsburg, Willy-Brandt-Platz 3a, Eintritt 5 Euro  
**GAIA – EIN NEUER ANSATZ IN DER FRAUBILDUNG**  
Referentin: **Ingrid Thalhofer** (Frauenbildungsreferentin, ausgebildet nach GAIA, und Mitherausgeberin des Sammelbands „GAIA – Feministische Bildungsarbeit in Bewegung“)

**Montag, 26.1.2004, 16.00**

Zeughaus, Zeugplatz 4  
**GESTERN – HEUTE. GESPRÄCH ZWISCHEN ZWEI FRAUENGENERATIONEN**  
Öffentliche Abschlussveranstaltung der Fortbildungsveranstaltung für Lehrerinnen und Lehrer (siehe S. 8 f.) mit **Anne Hosemann** (Studienprofessorin a. D.) und **Sandra Mair** (stud. Dipl.Päd.), Moderation **Marion Magg-Schwarzbäcker**

**Mittwoch, 28.1.2004, 18.00**

Toskanische Säulenhalle, Zeughaus, Zeugplatz 4, Eintritt 8 / 4 Euro  
**KOMPONISTINNEN SCHREIBEN FÜR GITARE ODER: MUSIK VON FRAUEN FÜR DAS WEIBLICHSTE ALLER INSTRUMENTE**  
Solorecital mit **Volker Höh**, Gitarre. Werke von Emilia Giuliani, Annette Degenhardt, Violeta Dinsecu u. a.

**Donnerstag, 29.1.2004, 20.00**

Bücher Pustet, Karolinenstraße 12, Eintritt 6,50 / 5 Euro und 3 Euro für Studierende bei Bücher Pustet an der Universität  
**DER KÖNIG VERNEIGT SICH UND TÖTET**  
Lesung von **Hertha Müller** im Rahmen des Literaturprojekts der Stadt Augsburg „Bertolt Brecht“. Eine Reflexion über Schreiben und Leben in der Diktatur, die poetische und politische Selbstbefragung einer bedeutenden Schriftstellerin.

**Donnerstag, 29.1.2004, 20.00**

Stadtsparkasse Augsburg, Kaisersaal, Halderstr. 1-5  
**FRAUBILDUNG CONTRA FRAUBILDER**  
Podiumsdiskussion, moderiert von **Angela Bachmair** (Augsburger Allgemeine), mit einer Performance von **Susanne Niemann**. Es diskutieren **Ursula Brandhorst-Friedrich** (Marketing-Chefin, Stadtsparkasse Augsburg), **Prof. Dr. Eva Matthes** (Lehrstuhl für Pädagogik, Universität Augsburg), **Marianne Pitzen** (Frauenmuseum, Bonn), **Prof. Dr. Kristina Reiss** (Lehrstuhl für Didaktik der Mathematik, Universität Augsburg), **Prof. Dr. Stefanie von Schnurbein** (Professorin für Neuere Skandinavische Literaturen, Humboldt-Universität zu Berlin) und zwei Studentinnen aus den Bereichen Pädagogik und Mathematik.

**Freitag, 30.1.2004, 18.00**

Volkshochschule Augsburg, Willy-Brandt-Platz 3a, Eintritt 10 Euro  
**UNHEIMLICH GEBILDET! FRAUEN LEHREN UND LERNEN AN DER HOCHSCHULE DES VOLKES**  
Revue mit **Helga Schuster** und **Priska Kleiner** (Kooperation mit vhs und Gleichstellungsstelle der Stadt Augsburg)



Die ehemalige Bundestagspräsidentin und Augsburger Ehrendoktorin Prof. Dr. Dr. h. c. Rita Süßmuth eröffnete am 28. Oktober 2003 die Ringvorlesung Forschen, Lehren, Aufbegehren

**Sonntag, 1.2.2004, 11.00**

Theater Augsburg, Hoffmann-Keller, Eintritt 6 Euro

**DAS FAUST'SCHE IM WEIBE**

Christel Leuner und Katharina Quast, Schauspielerinnen am Theater Augsburg, sowie die Sopranistin Sylvia Rieser präsentieren eine Zeitreise durch Literatur, Musik und Wissenschaft auf der Suche nach den Momenten des „absoluten“ Glücks der Frau in Alltag und Beruf. Idee und Konzept: Sonja Zirkler (Theater Augsburg) und Daniela Kalscheuer (Bayerische Theaterakademie „August Everding“, München)

**Montag, 2.2.2004, 20.00**

Volkshochschule Augsburg, Willy-Brandt-Platz 3a, Eintritt 5 Euro

**ANGELIKA KAUFMANN**

Kunstgeschichtlicher Vortrag von Dr. Christina von Berlin

**Dienstag, 3.2.2004, 20.00**

Buchhandlung Rieger & Kranzfelder, Maximilianstr. 36

**ZWISCHEN HINDERNISSEN UND HOFFNUNGEN. MUSIKERZIEHUNG VON FRAUEN IM WANDEL DER ZEIT**

Vortrag von Dr. Barbara Busch (Professorin für Musikpädagogik an der Hochschule für Musik Nürnberg-Augsburg)

**Donnerstag, 5.2.2004, 19.30**

Hochschule für Musik Nürnberg-Augsburg, Konzertsaal, Maximilianstr. 59

**KAMMERMUSIK FÜR VIOLONCELLO UND KLAVIER**

Studierenden der Klasse Prof. Julius Berger spielen Werke von Sofia Gubaidulina, Galina Ustvolskaya u. a.

**Donnerstag, 5.2.2004, 20.00**

Volkshochschule Augsburg, Willy-Brandt-Platz 3a, Eintritt 5 Euro

**ROSA LUXEMBURG**

Vortrag von Ina Leistner-Winkler über Persönlichkeit, politisches Wirken und privates Umfeld der bis heute umstrittenen Revolutionärin

**Donnerstag, 5.2.2004, 19.00**

Universität Augsburg, Alte Cafeteria (Geb. 5b), Eintritt 5 Euro

**HÖCHSTE ZEIT ..... 19.03 C.T.**

Frauenfest mit Programm: Revue, Mode aus dem letzten Jahrhundert, Tanz, Gesang, Musik, Food, Cocktails ...

**Montag, 9.2.2004, 19.30**

Hochschule für Musik Nürnberg-Augsburg, Konzertsaal

Maximilianstr. 59, Eintritt 5 / 3 Euro

**ZWISCHEN SINN UND GEIST – PORTRAIT DER KOMPONISTIN VIVIANNE OLIVE**

Mit Aufführungen ihrer Kammermusik und Tonträgerbeispielen wird die Komponistin in ihre Musik einführen, sie verständlich machen und sie Ihnen näher bringen. Es musizieren Studierende der Hochschule für Musik.

**Dienstag, 10.2.2004, 18.00**

Universität Augsburg, Großes Hörsaalzentrum, Geb. 3), HS IV

**FRAUENPOLITIK UND GESCHLECHTERPOLITIK (IM RAHMEN DER RINGVORLESUNG „FORSCHEN, LEHREN, AUFBEGEREN“)**

Referentin: Prof. Dr. Carol Hagemann-White (Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung an der Universität Osnabrück, Forschungsschwerpunkte: Sozialisation und Konstruktion von Geschlecht, Gewalt im Geschlechterverhältnis, Frauengesundheit, interkulturelle Frauenforschung)

**Donnerstag, 12.2.2004, 19.30**

Regierung v. Schwaben, Rokokosaal, Fronhof 10, Eintritt 10 6 Euro

**HAST DU MAL FEUER, PROMETHEUS?**

Das Prometheus-Trio mit Lilo Kraus (Harfe und Moderation), Marcos Fregnani (Flöte) und Christof Kuen (Viola) spielt Kammermusik für Harfe, Flöte und Viola.

**Donnerstag, 12.2.2004, 19.30**

Bücher Pustet, Karolinenstraße 12, Eintritt 6,50 / 5 Euro und 3 Euro für Studierende bei Bücher Pustet an der Universität

**SELTSAME STERNE STARREN ZUR ERDE**

Lesung von Emine Sevgi Özdamar im Rahmen des Literaturprojekts der Stadt Augsburg „Bertolt Brecht“.

**Dienstag, 17.2.2004, 19.30**

Buchhandlung Rieger & Kranzfelder, Maximilianstr. 36

**FRAUENBILDUNG CONTRA FRAUENBILDER**

Vortrag von Eva Leipprand (Bürgermeisterin und Kulturreferentin der Stadt Augsburg)



**Donnerstag, 19.2.2004, 19.30**

Abraxas, Eintritt 12 / 9 Euro und 7 Euro für Studierende bei Bücher Pustet an der Universität (Eintritt für anschließende Veranstaltung „Komm aus dem Dämmer“ enthalten)

**BITTERSWEET**

Themenabend im Rahmen des Literaturprojekts der Stadt Augsburg „Bertolt Brecht“. Vorgestellt werden die Schriftstellerinnen Inka Parei, Juli Zeh, Tanja Dücker und Kerstin Hensel, die aus ihren aktuellen Publikationen und Projekten lesen: Moderation: PD Dr. Andrea Bartl.

**Donnerstag, 19.2.2004, 21.00**

Abraxas, Eintritt 12 / 9 Euro und 7 Euro für Studierende bei Bücher Pustet an der Universität (Eintritt für vorausgehende Veranstaltung „Bittersweet“ enthalten)

**KOMM AUS DEM DÄMMER**

Frauenpower in Brechts Lyrik gesungen und gesprochen von Dagmar Franz und Adelheid Thanner, begleitet von Geoffrey Abbott am Klavier, kommentiert und in Frage gestellt von Rudolf Spüler (Schauspieler) und Marianne Eder (Kabarettistin)

**Samstag, 28.2.2004, 17.00**

Hotel Drei Mohren, Maximilianstr. 40, Eintritt 10 / 6 Euro

**MUSIKALISCH-LITERARISCHER SALON**

Die Tradition des „Literarischen Salons“ – als es vor zirka 200 Jahren en vogue war, sich im kleinen Kreise zu Begegnung und Gespräch zu treffen – soll im Steigenberger-Hotel 3 Mohren neu ins Bewusstsein gerückt werden. Frauen treffen sich, um über anspruchsvolle Literatur zu sprechen, um zuzuhören und einander kennen zu lernen. Aus dem Briefwechsel zwischen Simone de Beauvoir und Jean Paul Sartre lesen die Münchner Schauspieler Jovita Dermota und Jochen Striebeck (Ensemblemitglied der Münchner Kammermusik). Es spielt im Anschluss die Harfenistin Lilo Kraus. Die Journalistin Sybille Schiller rezitiert in einem Gang durch die Jahrhunderte Liebesgedichte von Frauen. Isabell Münsch, Absolventin der Hochschule für Musik, singt Lieder und Chansons von und über Frauen. Den Literarischen Salon umrahmt die Historische Modenschau „Von zugeknöpft bis nabelfrei“. Mode aus dem letzten Jahrhundert wird präsentiert und kommentiert von Marlies Steppacher mit Unterstützung von Schülerinnen der Fachakademie für Hauswirtschaft der Stadt Augsburg.

# DIE WEIBLICHE GELEHRTE ALS MONSTRUM NATURAE?

Silvia Serena Tschopp

über Frauen und intellektuelle Bildung in der Frühen Neuzeit

„Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung“. Der Philosoph Friedrich Nietzsche, von dem das Zitat stammt, ist keinesfalls der einzige, der zwischen dem ‚Geschlechtscharakter der Frau‘ und Gelehrsamkeit einen fundamentalen Widerspruch erkennt. Seit dem Mittelalter werden – zunächst unter Berufung auf die göttliche Schöpfungsordnung und später mit wissenschaftlichen Argumenten – Wissensdurst und intellektuelle Begabung als der weiblichen Natur nicht angemessen postuliert. Der weithin herrschende Konsens darüber, dass Frauen nicht nur nicht geeignet, sondern auch nicht berechtigt seien, sich intellektuell zu bilden, hat weitreichende Folgen: Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein bleiben Frauen von den akademischen Bildungsinstitutionen weitestgehend ausgeschlossen; diejenigen Frauen, die sich über institutionelle Hindernisse und Vorurteile hinwegsetzen, müssen mit bisweilen heftigem Widerstand rechnen. Dennoch ist es einer Reihe von Frauen gelungen, sich profunde Kenntnisse anzueignen und sich als Gelehrte im europäischen wissenschaftlichen Netzwerk zu etablieren. Unter welchen Bedingungen dies möglich war und mit welchen Argumenten die Verfechter und Verfechterinnen weiblicher

Gelehrsamkeit die Befähigung und die Berechtigung von Frauen, sich in der Wissenschaft zu betätigen, verteidigt haben, sollen die folgenden knappen Ausführungen erhellen.

INSTITUTIONEN UND FRAUENBILDUNG

In den sich seit dem späten Mittelalter etablierenden akademischen Institutionen fanden Frauen in der Regel keinen Platz. Ein reguläres Studium an einer der immer zahlreicheren europäischen Universitäten war nicht möglich; nur vereinzelt erhielten Frauen die Erlaubnis, als Hörerinnen an universitären Lehrveranstaltungen teilzunehmen. So durfte beispielsweise die aufgrund ihres stupenden Wissens bereits in jungen Jahren in ganz Europa berühmte Anna von Schurmann (1607-1678) an der Universität Leiden Vorlesungen besuchen, allerdings hatte sie in einem Kasten zu sitzen, der für sie erbaut worden war, damit die männlichen Studenten nicht abgelenkt würden. Auch die sich seit dem 16. Jahrhundert formierenden naturwissenschaftlichen Akademien haben, mit Ausnahme einiger oberitalienischen Akademien, Frauen nicht als reguläre Mitglieder zugelassen, und dies ungeachtet der Tatsache, dass sich mehrere von zeitgenössischen Gelehrten als bedeutende Naturwissenschaft-

lerinnen anerkannte Frauen um eine Mitgliedschaft bei der Pariser Académie Royale des Sciences (gegründet 1666) oder der Londoner Royal Society (gegründet 1662) beworben hatten. Auch die 1700 gegründete Berliner Akademie der Wissenschaften schloss Frauen aus, obwohl deren Begründer, der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz, weibliche Bildung forderte und förderte.

Boten im Mittelalter die Frauenklöster einen Ort, an dem Frauen systematisch und unbehelligt studieren und forschen konnten – die Äbtissinnen Hildegard von Bingen (1098-1179) und Caritas Pirckheimer (1467-1532) seien hier als gelehrte geistliche Frauen stellvertretend genannt – fehlten seit den durch die Reformation bewirkten Klösteraufhebungen bzw. Klosterreformen auch im kirchlichen Bereich Stätten der Frauenbildung. Hochgebildete Frauen, die es dennoch gab, erwarben ihr Wissen in der Regel in einem häuslichen Kontext, wurden durch die Privatlehrer ihrer Brüder, durch einen meist gelehrten Vater, Bruder, Onkel oder Ehemann, seltener durch gebildete weibliche Verwandte unterrichtet. Große Bedeutung kam darüber hinaus dem autodidaktischen Studium zu und hier insbesondere der Lektüre wissenschaftlicher Literatur.



Obwohl Frauen in der Frühen Neuzeit demnach von den den Männern zugänglichen Bildungsinstitutionen ausgeschlossen blieben, ist eine Reihe von Frauen bekannt, die durch überragende Intelligenz und wissenschaftliche Begabung die Bewunderung der Zeitgenossen erregten. Ein besonders günstiges Umfeld fanden Frauen im Italien der Renaissance. Hochgebildete Dichterinnen wie Vittoria Colonna (1490-1547), Veronica Gambara (1485-1550) oder Gaspara Stampa (1523-1554), Künstlerinnen wie Sofonisba Anguissola (um 1532-1625) oder Artemisia Gentileschi (1593-1652), Gelehrte wie die Gräzistin Olimpia Morata (1526-1555), aber auch Intellektuelle wie Moderata Fonte (1555-1592), Isotta Nogarola (1417-1466) oder Lucretia Marinella (1571-1653), die als Autorinnen die Argumente gegen weibliches Studium scharfsinnig hinterfragten und das wissenschaftliche Potential von Frauen herausstellten, belegen, in welchem Maße Frauen die durch die politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklungen gewonnenen neuen Handlungsspielräume zu nutzen wussten. Der Humanismus verhalf künstlerisch tätigen und gelehrten Frauen jedoch auch in anderen europäischen Ländern zu stärkerer Akzeptanz. Die ‚puella docta‘ (weibliches Wunderkind), die ‚virgo docta‘ (unverheiratete weibliche Gelehrte) und die ‚uxor docta‘ (gelehrte Ehegattin) galten nicht wenigen Humanisten als in der Praxis allerdings nur selten eingelöstes Ideal.

Obwohl Frauen in unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen Anschluss suchten und fanden, fällt auf, dass die meisten der heute noch bekannten frühneuzeitlichen Gelehrten als Naturwissenschaftlerinnen zu Ansehen gelangten. Dies gilt für die Naturphilosophin Gabrielle-Emilie du Chatelet

# ZU DEN ANFÄNGEN DES FRAUENSTUDIUMS

## Ein Interview mit der ersten Deutschen, die einen Doktorhut trug

Das Frauenstudium in Bayern feiert heuer sein 100-jähriges Jubiläum. Zeit für einen Rückblick auf die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Auf dem Gebiet der Bildung für Frauen war Deutschland lange Jahrzehnte ein Nachzügler im Vergleich zu den Vorreitern Italien, Frankreich und Schweiz. Tobias Brenner, Ulrike Eisenhut und Eva-Maria Zeis sprachen für UniPress mit der berühmt gewordenen Dorothea Christiana Erxleben, die 1754 als erste Frau ihren Dokortitel an einer deutschen Universität erwarb. Sie wurde am 13. November 1715 in Quedlinburg als Tochter des Arztes und Schriftstellers Dr. Christian Polycarp Leporin und der Pfarrerstochter Anna Sophia Meinecke geboren. 1741 erhielt sie die Promotionserlaubnis durch König Friedrich II, ein Jahr später veröffentlichte sie die Abhandlung „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das Weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten“. Es folgten die Heirat mit Johann Christian Erxleben und die Geburt von vier Kindern. 1754 erhielt sie die Doktorwürde an der Universität Halle. Bereits ab 1747 praktizierte Dorothea Christiana Erxleben als Ärztin. Sie starb 1762.

**Frau Dr. Erxleben, welche Gründe haben Sie dazu bewogen, trotz der weit verbreiteten Vorbehalte gegenüber Frauenbildung, ein Studium an der Universität zu beginnen?**

Schon in früher Kindheit stellte mein Vater, Dr. Christian Polycarp Leporin, eine überdurchschnittliche Begabung und Wissbegierde bei mir fest. Sein fortschrittliches Denken veranlasste ihn, sich schon früh um meine Förderung zu bemühen. Selbst angesehener Arzt in Quedlinburg, unterrichtete er meinen Bruder und mich und bildete uns in Theorie und Praxis der Medizin aus. Diese Unterstützung ließ den Wissensdurst und meinen Wunsch nach Bildung stetig wachsen.

**Mit welchen Widerständen mussten Sie umgehen?**

Zunächst hatte meine Mutter starke Vorbehalte. Sie hätte mich lieber als ehrenvolle Hausfrau in Erfüllung meiner weiblichen Pflichten gesehen, wie es schon für meine ältere Schwester beschlossen worden war. Außerdem war ich gezwungen, meine Schulbildung zu Hause zu erwerben. Sie müssen wissen, dass es zu meiner Zeit keineswegs möglich war, Mädchen auf Schulen oder gar Universitäten zu schicken. Allerdings hatte ich das Glück die Skripten und Bücher meines Bruders studieren zu können und Privatunterricht von seinen Lehrern zu erhalten. Ein finanzielles Hindernis, wie es für interessierte Frauen meist eine unüberwindbare Hürde auf dem Weg zum Studium darstellte, bestand für mich glücklicherweise nicht.

**Wie waren Ihre Studienbedingungen?**

Sicherlich denken Sie, dass ich zuerst in die Studentenzentrale marschiert bin, meinen Semesterbeitrag entrichtet und meine Matrikel-Nummer erhalten habe. Aber weit gefehlt. Beim preußischen König Friedrich II. höchst persönlich musste ich anfragen und um eine Promotionserlaubnis bitten. Tatsächlich erteilte mir dieser aufgeklärte Herrscher seinen Segen. An der Universität Halle musste ich mich zum Glück nicht hinter irgendwelchen Holzverschlagen verbergen, wie es das Schicksal einiger Vorgängerinnen im frühneuzeitlichen Europa gewesen war, um die männlichen Kommilitonen nicht vom Lernen abzulenken.

**In Ihrer berühmt gewordenen Abhandlung „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das Weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten“ sprechen Sie sich zwar für das Frauenstudium aus, argumentieren jedoch recht vorsichtig und bestätigen die überlegene Position der Männer.**

Mit dieser Abhandlung wollte ich für die grundsätzliche Studierfähigkeit von Frauen argumentieren. Bewusst ging ich dabei aber nicht allzu forsich vor, um die Männer nicht vor den Kopf zu stoßen und damit eine unnötige Protestwelle auszulösen. Sie dürfen den Kontext der Diskussion um das Frauenstudium nicht außer Acht lassen. Schon im 15. bzw. frühen 18. Jahrhundert gab es zwar Stimmen, die sich entschieden für den Zugang von Frauen zur Bildung aussprachen, zum Beispiel Christine de Pizan oder François Poullain de la Barre. Die vorherrschende Meinung stützte sich jedoch weiter auf hauptsächlich theologische Argumente, die bereits die Gegner des Frauenstudiums zur Zeit der älteren „Querelle des femmes“ vorgebracht hatten: Die Frau galt als Nachkomme Evas und somit als sündhaft. Da sie nicht, wie der Mann, Ebenbild Gottes sei, sei sie auch nicht bildungsfähig. Neben dem Argument, Frauen seien den Männern geistig nicht ebenbürtig, war man außerdem besorgt, das Studium könnte die Moral der Frauen verderben. Als ich nun meinen Aufsatz verfasste, schien mir die Zeit noch nicht reif für eine energischere Forderung nach absoluter Gleichheit, und so stellt die Abhandlung einen Kompromiss in der zeitgenössischen Diskussion dar.

**Bemerkenswert an ihrer Biographie ist die Kombination von akademischem Wissen und Berufstätigkeit. In Ihrer Abhandlung fordern Sie Bildung für Frauen jedoch lediglich als persönliche Bereicherung und nicht zum Zweck der Berufsausbildung. Wie passt das mit Ihrer Tätigkeit als praktizierende Ärztin zusammen?**

Nach dem Tod meines Vaters 1747 stand ich plötzlich vor einem hohen Schuldenberg und musste die Rolle der Ernährerin übernehmen. Zudem hatten sich Quedlinburger Ärzte bei der Stiftpflicht wegen der Zunahme von Krankenbehandlungen durch unqualifizierte Laien und nicht ordentlich ausgebildete Ärzte beschwert. Auch mich betrachteten sie als solch eine „Laienärztin“. Die Kollegen sahen mich wohl als unliebsame Konkurrenz. Um endlich offiziell als Ärztin anerkannt und damit rechtlich und finanziell abgesichert zu sein, zog ich das Studium mit besonderem Ehrgeiz durch. 1754 wurde ich für meine Anstrengungen mit der Doktorwürde der Medizinischen Fakultät belohnt und erhielt schließlich meine Approbation.

**Leider bleiben Sie eine absolute Ausnahme in der deutschen Universitätsgeschichte, denn offiziell wurden Frauen in Deutschland erst 1908 zum Studium zugelassen. In der Zwischenzeit hat sich unglaublich viel getan. Heute sind über die Hälfte der Studierenden Frauen. Trotzdem existiert gerade im Wettbewerb um höhere universitäre Positionen nach wie vor eine eklatante Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Es bleibt zu hoffen, dass es Deutschland gelingt, verglichen mit der internationalen Entwicklung, seine Nachzüglerrolle diesmal schneller abzustreifen. Sehr geehrte Frau Dr. Erxleben, wir danken für das Gespräch und empfehlen unseren Lesern Ihre Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das Weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten (Hildesheim und New York 1977, Nachdruck der Ausgabe Berlin 1742).**

(1706-1749), der wir u. a. eine französische Übersetzung und Kommentierung des Hauptwerks des englischen Physikers Isaac Newton, der „Philosophiae naturalis principia mathematica“, verdanken, ebenso wie für Margaret Cavendish, Herzogin von Newcastle (1623-1673); es gilt für Maria Gaetana Agnesi (1718-1799), die als eine der bedeutendsten Mathematiker ihrer Zeit einen Lehrstuhl an der Universität Bologna erhielt, für die Physikerin Laura Bassi (1711-1778) oder die Anatomin Anna Morandi Manzolini (1716-1774), ebenfalls Professorinnen an der Universität Bologna, für Dorothea Leporin Erxleben (1715-1762), der ersten promovierten Ärztin Deutschlands, für die Insektenforscherin Maria Sibylla Merian (1647-1717) oder die Astronominnen Maria Winkelmann Kirch (1670-1720) und Caroline Herschel (1750-1848). Dass Frauen sich bevorzugt naturwissenschaftlichen Forschungen zuwandten, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Naturwissenschaften als vergleichsweise junge Disziplinen bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein institutionell noch wenig gefestigt waren und Frauen größere Freiheiten und Partizipationsmöglichkeiten boten als die an den Universitäten etablierten traditionellen juristischen und theologischen Fakultäten, welche auf Berufe vorbereiteten, die Frauen ohnehin nicht offen standen.

Es dürfte kaum überraschen, dass sich unter den Frauen, die als Gelehrte Ruhm erlangten, nur wenige befinden, die nicht aus dem Adel oder dem gebildeten und wohlhabenden Bürgertum stammten. Unter den bürgerlichen Gelehrten fällt der hohe Anteil an Professorentöchtern auf, die in der Regel durch ihren Vater eine anspruchsvolle Ausbildung erfuhren. Vorteilhaft soziale und ökonomische Verhältnisse, ein gebildetes Elternhaus, in dem auch den Töchtern die Möglichkeit gegeben wurde, intellektuellen Interessen

nachzugehen, sowie vor allem herausragende individuelle Begabung – die meisten berühmten weiblichen Gelehrten galten als ‚Wunderkinder‘, hatten meist bereits in jungen Jahren ihre außerordentliche Befähigung für das Studium unter Beweis gestellt – bildeten die Voraussetzung dafür, dass Frauen, ungeachtet ihres Ausschlusses aus öffentlichen Bildungsinstitutionen, sich profundes Wissen aneignen und als Gelehrte Anerkennung finden konnten.

#### DIE ‚QUERELLE DES FEMMES‘

Unter ‚Querelle des femmes‘ versteht man jene sich über Jahrhunderte erstreckende Debatte, in der äußerst kontrovers darüber gestritten wurde, ob Frauen grundsätzlich das Recht und die Fähigkeit hätten, wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Aus der Vielzahl von Schriften, die sich für das Frauenstudium stark machen, können hier nur einige wenige herausgegriffen werden. Zu den frühesten Beiträgen zählt „Le livre de la Cité des Dames“ (Das Buch von der Stadt der Frauen, 1404/05) der ursprünglich aus Italien stammenden französischen Schriftstellerin Christine de Pizan (1364-1430), die in ihrem Werk an jene mythischen und historischen Frauen erinnert, die als Herrscherinnen, Künstlerinnen oder Gelehrte Hervorragendes leisteten. Einer anderen Strategie bedient sich die französische Philosophin Marie le Jars de Gournay (1565-1645), die in ihrer dem Karthesianismus verpflichteten Schrift über die Gleichheit von Mann und Frau („Egalité des Hommes et des Femmes“, 1622) ein egalitäres Geschlechterkonzept postuliert. Auch Anna von Schurmann, welche in ihrer Dissertation mit dem Titel „Num foeminae christianae conveniat studium litterarum“ (Ob einer christlichen Frau das gelehrte Studium geziemt, 1648) mit Hilfe einer Argumentation, die sich des aristotelisch-scholastischen Konklusionsstils bedient, beweist, dass die Befähigung der

Frauen für ein wissenschaftliches Studium derjenigen der Männer in nichts nachsteht, gehört zu den radikalen Verfechterinnen des Frauenstudiums. An der ‚Querelle des femmes‘ beteiligten sich übrigens keinesfalls nur Frauen. Einige wichtige Beiträge stammen von Männern, so zum Beispiel „De l' Egalité des deux Sexes“ (Von der Gleichheit der Geschlechter, 1673) des französischen Geistlichen und Gelehrten François Poullain de la Barre (1647-1723). Der vielleicht bedeutendste deutsche Beitrag zur ‚Querelle des femmes‘ bildet Christiane Leporin Erxlebens „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten“ (1742), in der die gegen die intellektuelle Bildung der Frau vorgebrachten Argumente ebenso scharfsinnig wie ironisch dekonstruiert werden.

Die Argumente, mit denen gegen weibliche Gelehrsamkeit polemisiert wird, sind ebenso vielfältig wie langlebig: Frauen verfügten von Natur aus über weniger Verstand als Männer, und hätten deshalb nie bedeutende wissenschaftliche Leistungen erbracht; sie seien aufgrund ungünstiger physischer und psychischer Voraussetzungen (schwache körperliche Konstitution, ‚weiches Gehirn‘, seelische Instabilität, Emotionalität) nicht in der Lage, sich kontinuierlich und mit Erfolg intellektuell zu betätigen. Frauen seien darüber hinaus von der Natur für die Rolle der Mutter und Ehefrau geschaffen worden, und da sie ohnehin kein öffentliches Amt ausüben dürften, sei ein Studium nutzlos. Und schließlich: Gelehrtes Studium bedrohe die weibliche Moral; Frauen an Universitäten würden außerdem die männlichen Studenten ablenken und vom ernsthaften Studieren abhalten. Demgegenüber betonen diejenigen, die das Recht der Frauen auf intellektuelle Bildung postulieren, die Gottesebenbildlichkeit der Frauen und deren den Männern ebenbürtige Verstandesschärfe.

Sie erinnern an weibliche Gelehrte und heben zugleich hervor, dass Frauen völlig andersgeartete Bildungsvoraussetzungen hätten als Männer und allein aus diesem Grund in geringerem Maße in der Lage seien, im wissenschaftlichen Bereich Höchstleistungen zu erbringen. Dass Männer offenkundig über größere körperliche Kraft verfügten, lasse es naheliegender erscheinen, diesen die physisch anstrengenden Arbeiten zu überlassen, während die Frauen mit ihrem zierlicheren Körperbau sich vor allem für eine sitzende, intellektuelle Tätigkeit eigneten. Im Übrigen sei das Studium auch dann nützlich, wenn es nicht in ein öffentliches Amt führe; es diene der sittlichen Bildung und befähige Frauen ihre Rolle als Haushaltsvorstand, Mutter und Gattin besser auszufüllen. Den immer wieder vorgebrachten Vorwurf der grundsätzlichen Irrationalität von Frauen, versuchen die Vertreterinnen eines frühneuzeitlichen Feminismus dadurch zu entkräften, dass sie sich in ihren Schriften um ein wissenschaftstheoretisch fundiertes methodisches Vorgehen bemühen.

Bis ins 20. Jahrhundert bilden gelehrte Frauen die große Ausnahme. Als ‚monstrum naturae‘, gleichermaßen verachtet und bewundert, gelten sie als singuläre Erscheinungen, die eine als natürlich postulierte Geschlechterordnung nicht grundsätzlich in Frage zu stellen vermögen. Ihr Vorbild, vor allem jedoch der Mut und der Scharfsinn, mit dem sie ihre Rolle als intellektuell gebildete Frau öffentlich reflektierten, dürfte allerdings jene Frauen und Männer inspiriert haben, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dafür kämpften, dass auch die Angehörigen des weiblichen Geschlechts Zugang zu den akademischen Institutionen erhielten. Bis universitär ausgebildete und wissenschaftlich tätige Frauen nicht mehr als ‚Naturwunder‘, sondern als Selbstverständlichkeit betrachtet wurden, vergingen dann allerdings noch einmal gut hundert Jahre.

# ES FEHLTEN DIE VORBILDER

## Der steinige Weg der Frauen zur universitären Gleichberechtigung

Von Eva Matthes

In Gesprächen mit Frauen werden als ein Haupthindernis für die akademische Laufbahn von Frauen häufig die fehlenden Vorbilder und damit die fehlende Orientierung an weiblichen Biographieverläufen an der Universität genannt. Inzwischen nehmen mehr Frauen als Männer ein Studium auf – in dieser Hinsicht fehlt es also nicht mehr an Vorbildern; schon auf Lehrstuhlebene, erst recht aber in Leitungs- und hochschulpolitischen Entscheidungsgremien allerdings sehr wohl noch – bis zur gleichberechtigten Präsenz von Frauen auch in diesen universitären Bereichen wird der Weg wohl noch ein steiniger bleiben. In 100 Jahren wurde also noch längst nicht alles, aber doch sehr vieles für die Frauen an den Universitäten erreicht. Blicken wir nun zurück und fragen als erstes nach der Bedeutung der bayerischen Reform von 1903.

#### 1 DIE BEDEUTUNG DER BAYERISCHEN REFORM VON 1903

Am 21. September 1903 unterzeichnete Prinzregent Luitpold mit einem knappen „Genehmigt“ eine Vorlage des Bayerischen Kultusministeriums, nach der „vom Wintersemester 1903/04 an Damen, welche das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums besitzen, zur Im-

matrikulation an den bayerischen Universitäten zugelassen werden“. Ein Kommentator schrieb hierzu: „Es geht ein geistiger Fortschritt vom Süden aus“. Trifft dies für die bayerische Entscheidung zu? Man könnte spontan geneigt sein, die Frage zu bejahen, wenn man bedenkt, dass die Zulassung von Frauen zum ordentlichen Universitätsstudium in Württemberg erst 1904, in Sachsen 1906, in Thüringen 1907, in Hessen und Preußen 1908 und in Mecklenburg 1909 erfolgte. Man muss allerdings genauer hinsehen. Der bereits zitierte Satz „Es geht ein geistiger Fortschritt vom Süden aus“ trifft uneingeschränkt auf Baden zu. Das Großherzogtum Baden hatte als erstes deutsches Land die gesetzlichen und strukturellen Voraussetzungen für eine Gleichstellung des höheren Mädchen- mit dem höheren Knabenschulwesen schon im 19. Jahrhundert geschaffen. Der badische Staat anerkannte das 1893 eröffnete erste deutsche Mädchengymnasium in Karlsruhe, das als sechsjähriges humanistisches Gymnasium konzipiert war und mit dem Abitur abschloss. Ebenfalls in den 1890er Jahren ließ der badische Staat Mädchen zu den höheren Jungenschulen zu. Am 28. Februar 1900 verfügte Baden schließlich: „Frauen, welche ein anerkanntes Reifezeugnis vorzulegen vermögen, sind versuchs- und probeweise zur Immatrikulation an den beiden Landesuniversitä-

ten [Heidelberg und Freiburg] zugelassen.“ Der Weg, ein „anerkanntes Reifezeugnis“ vorzulegen, war den Frauen vorher eröffnet worden. Hintergrund für diese frauenfreundliche Einstellung Badens war der in die bürgerliche Gesellschaft Badens völlig integrierte Badische Frauenverein und die frühe Einbindung des politischen Liberalismus in das politische Geschehen.

In Bayern war 1903 zwar für Frauen das ordentliche Immatrikulationsrecht geschaffen, es wurden allerdings keinerlei Schritte unternommen, um ihnen den geforderten Vorbildungsnachweis – nämlich das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen oder eines deutschen Realgymnasiums – zu erleichtern. Wie war die Situation des höheren Mädchenschulwesens 1903 in Bayern? Es existierten sehr heterogene höhere Mädchenschulen in vorwiegend kirchlicher oder städtischer Trägerschaft, die keine allgemeine Hochschulreife vergeben konnten. Mädchen konnten nur als Externe – auf der Basis oft kostspieliger privater Vorbereitung – an Knabengymnasien das Abitur ablegen; ein Schritt nach vorne war in diesem Zusammenhang die Einrichtung von dreijährigen Gymnasialkursen im Jahr 1900, getragen von einem Münchner Verein. Als erstes Mädchen in Bayern ließ die Fürtherin Margarete Schüler am 20. Mai 1897 durch ihren Groß-



vater und Vormund, den Kaufmann S. Haßberger, das Gesuch um Zulassung zur Abiturprüfung an einem humanistischen Gymnasium einreichen. Sie war von Gymnasiallehrern privat auf die Prüfungsfächer des Abiturs vorbereitet worden. 1898 bestand sie als einziges Mädchen gemeinsam mit 27 Schülern das Abitur am staatlichen „Neuen Gymnasium“ in Nürnberg. Die Neunzehnjährige schnitt dabei am besten im deutschen Aufsatz ab. Kultusminister Dr. von Landmann hatte anlässlich dieses Gesuches vom Prinzregenten Luitpold die Zustimmung erwirkt, „daß künftighin weibliche Privatstudierende, welche die bayerische Staatsangehörigkeit besitzen, – vorbehaltlich des Nachweises der entsprechenden Vorbildung – an den bayerischen Gymnasien zur Absolutorialprüfung zugelassen werden dürfen“. Neben dem „Neuen Gymnasium“ in Nürnberg erhielt vor 1900 in Bayern noch das humanistische Maxgymnasium in München die Erlaubnis, Frauen, die sich privat

vorbereitet hatten, am Abitur teilnehmen zu lassen. Im Sommer 1903 legten am Max-Gymnasium acht Mädchen gemeinsam mit den Knaben das Abitur ab.

Zu einer Reform des höheren Mädchenschulwesens kam es in Bayern erst im Jahre 1911. Mit seiner Mädchenschulreform – dargelegt in seiner „Schulordnung (SchO) mit Lehrplan für die höheren Mädchenschulen in Bayern“ vom 8. April 1911 – blieb Bayern durch bestimmte Einzelregelungen weit hinter den anderen deutschen Ländern zurück. Diese Einzelregelungen müssen uns hier nicht im Detail interessieren, für unseren Zusammenhang ist wichtig, dass nun nach der Klasse 3 der höheren Mädchenschule die Angliederung von sechsstufigen humanistischen und realistischen Gymnasialkursen ermöglicht wurde – als Analogon zu den humanistischen und realistischen Gymnasien im höheren Knabenschulwesen. Oberreale Gymnasialkurse wurden jedoch nicht eingerichtet.

Zwischen 1911 und 1917 wurden in München, Nürnberg, Augsburg, Ludwigshafen und Würzburg die genannten Gymnasialkurse gegründet. In kleinen und mittleren Städten ließen sich eigene Mäd-

chengymnasialkurse, zumal in schlechter Wirtschaftslage, nicht finanzieren. Vor allem den Schülerinnen, die nicht im Einzugsbereich großer Städte wohnten, wurde deshalb 1919 die Aufnahme an Knabengymnasien gestattet, somit auch erstmals in Bayern Mädchen der Zugang zu grundständigen humanistischen Gymnasien und Oberrealschulen ermöglicht.

Trotz der – deutschlandweit betrachtet relativ frühen Einführung des Immatrikulationsrechts für Frauen im Jahre 1903 hinkte Bayern in gewisser Weise Preußen hinterher, das zwar das Immatrikulationsrecht für Frauen erst im Jahr 1908 einführte, jedoch in diesem Jahr gleichzeitig sein höheres Mädchenschulwesen grundlegend reformierte und mit der Gründung sog. „Studienanstalten“ den höheren Knabenanstalten gleichwertige Bildungseinrichtungen für Mädchen schuf. Die Etablierung von zur allgemeinen Hochschulreife führenden höheren Mädchenschulen und die Gewährung des Immatrikulationsrechts gingen somit Hand in Hand.

Die bayerische Reform von 1903 war also ein nur sehr begrenzter Fortschritt, ein Zugeständnis, von dem man hoffte, dass es ohne größere Konsequenzen bleiben wür-

de. Da im Jahr 1903 nur eine verschwindende Minderheit deutscher Frauen ein Abiturzeugnis nachweisen konnte, blieb den allermeisten studierwilligen Frauen weiterhin nichts anderes übrig, als – anstelle der Immatrikulation – sich darum zu bemühen, als Hörerin zugelassen zu werden. Im Wintersemester 1903/4 besuchten 107 Hörerinnen und 29 Studentinnen die drei bayerischen Universitäten. Noch 1910/11 überstieg die Gesamtzahl der Hörerinnen (301) die der Studentinnen (236) erheblich. Was hatte es mit den „Hörerinnen“ auf sich? Kurz gesagt: Die Institution der „Hörerin“ unterstreicht den Ausnahmecharakter von Frauen an der Universität, die „Studentin“ erhebt den Anspruch einer gleichberechtigten universitären Existenz. Der Umgang von Münchner Universität und Ministerium mit dem Studiengesuch der Engländerin Ethel Gertrude Skeat aus dem Jahr 1896 macht den Status der „Hörerin“ deutlich: In dem Gutachten, das der Senat der Universität München dem Ministerium vorlegte, wurde diesem nahegelegt: „formell nicht dem Fr. Skeat die Erlaubnis zum Besuch von Vorlesungen zu erteilen [...], sondern nur demjenigen Dozenten, bei welchem sie Vorlesungen zu besuchen wünscht, [soll] die Befugnis eingeräumt werden, sie zuzulassen“. Das Ministerium ließ schließlich Ethel Gertrude Skeat „ausnahmsweise“ zu „einzelnen Vorlesungen“ zu, nicht ohne jedoch ausdrücklich zu bemerken, „daß die Genannte nicht als Studierende immatrikuliert, sondern nur als Hörerin angenommen werden kann und die Genehmigung auf einzelne Vorlesungen beschränkt und überdies an die Voraussetzung der Einwilligung der betreffenden Dozenten geknüpft ist“. Mit dieser Formel oder mit einem lapidaren „nicht genehmigt“ entschied das Ministerium fortan über das Schicksal der ersten Studienanwärterinnen. Im Falle der Zulassung musste die gesamte Prozedur – einen schrift-

lichen Antrag stellen, Vorbildungsnachweise beilegen, den Studienzweck begründen, gewünschte Vorlesungen benennen – zudem jedes Semester wiederholt werden. Die fehlende Zulassungsberechtigung zwang auch nach der Einführung des Immatrikulationsrechts viele studierwillige Frauen dazu, weiterhin Hörerinnen zu bleiben. Die meisten der Hörerinnen waren Volksschullehrerinnen bzw. Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen. Diese wollten ihren in der seminaristischen Ausbildung erworbenen Kenntnisstand erweitern.

Dem mit der Einführung des Immatrikulationsrechts für Frauen verbundenen Anspruch auf universitäre Gleichberechtigung wurde auch noch dadurch entgegen gewirkt, dass Frauen zunächst noch nicht zu den juristischen und auf das Lehramt bezogenen Staatsprüfungen zugelassen wurden. Auch immatrikulierte Frauen hatten also den Status von „Akademikern zweiter Klasse“. Zudem blieb die formale Benachteiligung der Studentinnen eingebettet in frauenverachtende Anschauungen. Quasi als Resümee meiner bisherigen Ausführungen drängt sich mir folgende, von manchen vielleicht als ketzerisch empfundene Bemerkung auf: Jeder sog. Fortschritt aus Bayern bedarf einer differenzierten Betrachtung ...

Im Folgenden will ich mich nun der Frage zuwenden, warum (bürgerliche) Frauen im 19. Jahrhundert an die Universitäten drängten und sich nicht mehr damit abzufinden bereit waren, dass die Universität – wie über die vergangenen Jahrhunderte hinweg – eine Männerinstitution war.

● DER KAMPF BÜRGERLICHER FRAUEN UM DEN ZUGANG ZU DEN UNIVERSITÄTEN – UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG BAYERNS

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass sich für studierwillige Frauen

im 19. Jahrhundert die Situation gegenüber vergangenen Jahrhunderten gewissermaßen nochmals verschärfte. War nämlich der Besuch der Universität bis ins 19. Jahrhundert hinein an keine spezifischen staatlichen Zulassungsbedingungen gebunden, führte die staatliche Institutionalisierung des Schulwesens gekoppelt mit der Einführung eines staatlich kontrollierten Berechtigungswesens im Laufe der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zum – zunächst ausschließlich am humanistischen Gymnasium erworbenen – Abitur als Zugangsvoraussetzung zum Universitätsstudium. Die Etablierung eines Berechtigungswesens bezog sich aber bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ausschließlich auf das höhere Knabenschulwesen, so dass Frauen die ordentlichen Zugangsbedingungen für ein Studium nicht aufbringen konnten. Gleichzeitig drängten jedoch im 19. Jahrhundert zunehmend bürgerliche Frauen in die Arbeitswelt. Den Hintergrund hierfür bildete die Erwerbslosigkeit und Armut unverheirateter Frauen in bildungsbürgerlichen Schichten; es handelte sich hierbei Ende des 19. Jahrhunderts immerhin um ca. 40 % aller bürgerlichen Frauen. Ein höherer Bevölkerungsanteil von Frauen, ein durch längere Ausbildungszeiten bedingtes späteres Heiratsalter der Männer und zunehmende Ehelosigkeit in den höheren Ständen führten zu der hohen Zahl lediger Frauen, die auf einen eigenen Verdienst angewiesen waren. Außerdem konnte die kleiner werdende und sich von der Produktions- zur Konsumgemeinschaft wandelnde bürgerliche Familie mithelfende Verwandte nicht mehr gebrauchen und ernähren, so dass sich für unverheiratete Frauen die Notwendigkeit ergab, in der Zeit zwischen Beendigung der Schule und einer eventuellen Eheschließung berufstätig zu sein. Die Bildungs- und Berufsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen waren allerdings sehr eingeschränkt. Nur die





Berufe der Gouvernante, Gesellschafterin und Lehrerin waren am Ende des 19. Jahrhunderts für ledige Frauen aus dem Bürgertum zugänglich. Alle diese Positionen waren schlecht bezahlt, die Tätigkeit als Gouvernante oder Gesellschafterin bedeutete eine Stellung zwischen Familienzugehörigkeit und Dienstbotendasein. Aufgrund der ungünstigen Heirats- und Versorgungsmöglichkeiten wurde die materielle Absicherung der bürgerlichen Töchter zu einem großen, bisher in dem Maße nicht gekannten Problem. Die erste bürgerliche Frauenbewegung, deren Anfänge bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichen, setzte sich intensiv mit der „Jungfernproblematik“ auseinander. Ihr Anliegen war es, die Situation der bürgerlichen Töchter über eine qualifizierte Schul- und Hochschulbildung sowie eine ihrem gesellschaftlichen Status angemessene und anerkannte Erwerbstätigkeit zu verbessern. Auguste Schmidt verlangte bei der Gründung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ in Leipzig 1865 die Öffnung der „Arena der Arbeit“ für die „höheren Töchter“. In diesem Sinne beschloss die Leipziger Frauenkonferenz: „§ 1. Wir erklären die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts (und) nehmen das Recht der Arbeit in Anspruch und halten es für notwendig, dass alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden“. Auf dieser Basis entstanden in vielen Städten Frauenvereine. Am entschiedensten trat der 1888 von Johanna Kettler in Weimar gegründete „Deutsche Frauenverein Reform“ für die Zulassung „des weiblichen Geschlechts zum Besuch deutscher Universitäten“ und „in logischer Folgerung“ zugleich auch für die Errichtung von zur Hochschulreife führender Mädchengymnasien ein. Im Oktober 1891 formierte sich ein Münchner Zweig des jetzt „Frauenbil-

dungs-Reform“ genannten Vereins. Münchner Vorstandsmitglied wurde die Juristin Anita Augspurg. Der Verein forderte die Zulassung von Frauen zu nahezu allen akademischen Berufen (außer dem Richter- und dem Pfarramt). 1892 richtete der Verein an den Petitionsausschuss des Bayerischen Landtags einen Antrag auf Errichtung eines Mädchengymnasiums. Der Antrag wurde als „nicht geeignet zur Erörterung, da ein Bedürfnis zur Errichtung solcher Anstalten nicht vorliegt“, abgewiesen. Erfolgreich war der – überregional agierende – Verein 1893 jedoch mit der Errichtung eines humanistischen Mädchengymnasiums in Karlsruhe – ich habe auf dieses bereits Bezug genommen.

Konnten die Bestrebungen des Vereins „Frauenbildungs-Reform“ noch als Initiativen von Feministinnen abgetan werden, gelang dies dem bayerischen Staat gegenüber anderen Initiativen schon schwerer. Der Münchner „Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums“, 1894 von 17 Initiatoren gegründet, wurde bereits zwei Monate später von 122 Mitgliedern, im Jahre 1900 von der doppelten Zahl sowie von mehreren Frauenvereinen unterstützt. Zu den Gründungsmitgliedern zählten u. a. Hochschulprofessoren, ein Stadtschulrat, ein stadtbekannter Dichter sowie Lehrerinnen. In einem Begleitschreiben wurde auf die Dringlichkeit der Einrichtung hingewiesen: Viele Frauen müssten inzwischen ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, nicht alle könnten aber in mechanischen, kaufmännischen oder kunstgewerblichen Berufen tätig sein. Frauen aus höhergebildeten Kreisen fehlten zu diesen Erwerbszweigen teils die körperlichen Vorbedingungen, teils sei ihnen eine geistige Begabung verliehen, die sie zu Lebensstellungen auf der Grundlage einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung befähigten. Gedacht wurde an Assistentinnen in Fabriken, Elektrotechnikerinnen und Lehre-

rinnen an höheren Schulen. Dieser Verein war also weit zurückhaltender als der Verein „Frauenbildungs-Reform“: Es wurden keinerlei Forderungen auf Zulassung zu allen akademischen Berufen erhoben, vordringlich ging es um die Schaffung von erweiterten Berufsmöglichkeiten für Frauen, weniger um den Gedanken der Frauenemanzipation. Allerdings wurde auch deren Petition auf Gründung eines Mädchengymnasiums (1895) vom bayerischen Staat abschlägig beschieden. Der Verein ließ allerdings nicht locker und richtete weitere Petitionen an den bayerischen Landtag. Schließlich erlaubte die bayerische Regierung im Jahr 1900 die Einrichtung von dreijährigen Gymnasialkursen, erteilte aber der angestrebten Gründung eines achtjährigen humanistischen Vollgymnasiums für Mädchen eine Absage. Der öffentliche Druck aus Kreisen des Bürgertums auf den bayerischen Staat hielt allerdings an. Dieser versuchte sich schließlich mit der Reform von 1903 Luft zu verschaffen – wie halbherzig diese Reform war, habe ich bereits dargelegt.

### 3 ● GEGENSTIMMEN ZUR AKADEMISCHEN BILDUNG VON FRAUEN

Wir haben inzwischen gehört, warum es Initiativen für eine akademische Bildung von Frauen gab – es gab allerdings auch viele Gegenstimmen. Ganz entscheidend war hierbei immer die Konkurrenz, die Männer durch die Frauen fürchteten. Scharfe Gegner einer akademischen Bildung für Frauen waren von daher vorrangig Gymnasiallehrer und Ärzte. Erstere fürchteten, dass Frauen, die bisher den Volksschullehrerinnenberuf erlernten, in die höhere Laufbahn der Gymnasiallehrerinnen drängen würden. Ärzte hatten die Konkurrenz bereits durch im Ausland ausgebildete und im Deutschen Reich praktizierende Ärztinnen zu spüren bekommen. Den Gegnern ging es also nie ausschließlich um die Frage, ob Frau-

en zum Studium berechtigt seien, vielmehr stand die Ausübung eines akademischen Berufs im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen. Die Männer reagierten auf die Gefährdung ihrer Alleinvertretungsansprüche nach dem Motto: „Wo Gleichheit [und damit Konkurrenz; E. M.] droht, muss Natur her!“ Es ging also darum zu „beweisen“, dass ein Universitätsstudium der Natur der Frau widerspricht. Theodor von Bischoff (1807-1882), ein im In- und Ausland anerkannter Anatom und Physiologe, der an der Universität München lehrte, war einer der ersten, der aus Ergebnissen der vergleichenden Gehirn- und Schädelanatomie die intellektuelle Unzulänglichkeit von Frauen für ein Studium und die Ausübung eines akademischen Berufes folgte.

„Es fehlt dem weiblichen Geschlechte nach göttlicher und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege und Ausübung der Wissenschaften und vor Allem der Naturwissenschaften und der Medicin. Die Beschäftigung mit dem Studium und der Ausübung der Medicin widerstreitet und verletzt die besten und edelsten Seiten der weiblichen Natur, die Sittsamkeit, Schamhaftigkeit, Mitgefühl und Barmherzigkeit, durch welche sich dieselbe vor der männlichen auszeichnet. Die Bildung weiblicher Ärzte läßt sich mit unseren staatlichen Einrichtungen auf Schulen und Universitäten nicht vereinigen. Ihre Teilnahme an dem an denselben erteilten Unterricht stört und hindert denselben in unerträglicher Weise, und gefährdet das sittliche Wohl der männlichen Teilnehmer auf das allerschlimmste. Die Überladung des ärztlichen Standes mit unbefähigten halbgebildeten weiblichen Handwerkern, wie sie allein von dem weiblichen Geschlechte zu erziehen sind, hemmt und stört die Fortbildung der ärztlichen Wissenschaft und Kunst auf das Schädlichste.“ Seine zentrale

**Sorge: „Diese Überladung mit weiblichen ärztlichen Handwerkern, unter gleichzeitig unausbleiblicher Verdrängung männlicher Ärzte, gefährdet das sanitätliche Wohl des Staates im Frieden und Kriege auf die bedenklichste Art.“ (Bischoff, T.: Das Studium und die Ausbildung der Medicin durch Frauen 1872)**

Die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Hedwig Dohm hielt von Bischoff folgerichtig Konkurrenzangst entgegen.

„Sind die Männer wirklich das höhere Geschlecht, das heißt, mit höheren Kräften für alle die Fächer begabt, von denen sie die Frauen ausschließen, so brauchen sie doch die Konkurrenz nicht zu fürchten, im Gegenteil, die Frauen werden ihnen zur Folie dienen; sind ihre Kräfte aber nicht höher, so setzen sie sich dem Verdacht aus, daß sie die Frauen einsperren, damit dieselben ihnen die Preise nicht verderben, und ihr Verhalten wird zur Gewaltthat, zur widerrechtlichen Aneignung eines Monopol.“ (Dohm, H.: Die wissenschaftliche Emancipation der Frau 1874)

Weitere Stellungnahmen, wie die von Prof. Dr. med Lewin, zeigten die Befürchtungen der Männer, dass sie wissenden Frauen, Akademikerinnen gegenüber keine Erregbarkeit, keine sexuelle Lust mehr verspüren könnten, da hierfür ein Gefühl der Unterlegenheit der Frau wohl unverzichtbar erscheint.

„Eine Frau, die über die Anatomie der Geschlechsteile nicht allein des Weibes, sondern auch des Mannes orientiert ist und über das Mysterium des Geschlechtsaktes ohne Erröten sprechen kann, wird den Mann, wann nicht immer abstoßen, so doch immer kalt lassen.“ (Prof. Dr. med Lewin 1897)

Auch wenn heute wohl kein Mann in Deutschland mehr wagte, öf-

fentlich eine ähnliche Aussage zu tätigen, sind damit verbundene Ängste und – quasi als Entlastung – das Weibliche betonende Erwartungshaltungen gegenüber Frauen durchaus präsent, und können auch heute noch sehr viele Hochschullehrerinnen ihre individuellen Bestätigungen hierzu beitragen.

„Beim Kultusministerium harren verschiedene Eingaben von ‚Damen‘ um Zulassung zum Studium an Gymnasien und Universitäten. Hoffentlich wird der Minister die Gesuche ablehnend bescheiden. Je mehr Frauenzimmer höhere Schulen besuchen, um so mehr steht die Männlichkeit der Studenten in Gefahr, insofern als sie vor lauter Rücksichten gegen das weibliche Geschlecht zu duldenen Eunnuchen werden. Derjenige Staat, in dem die Weiber professions- oder sportmäßig in die politischen und wissenschaftlichen Berufe hineinpfeuschen, ist dem Untergange geweiht, dafür liefert die Geschichte Beispiele. Die Männer haben ohnehin unter sich genug oder schon zu viel Konkurrenz, also können sie die weibliche Konkurrenz nicht mehr brauchen ... Die Ausbreitung des Frauenstudiums ist ein gemeingefährlicher Unfug, die Frau hat vermöge ihrer natürlichen Veranlagung und Bestimmung nicht den Beruf des Mannes, ... Die Frauen gehören nicht in die Hörsäle der Hochschulen und ins Gymnasium.“ (Neue Bayerische Landeszeitung, 18. Januar 1900)

### 4 ● DIE WEITERENTWICKLUNG DES FRAUENSTUDIUMS VON 1903 BIS ZUM ENDE DER NS-ZEIT

Doch trotz aller Proteste – die Reform von 1903 wurde von vielen als Anspruch der Mädchen auf wissenschaftliche Bildung verstanden. In den ersten Jahren studierten mehr als die Hälfte der Frauen Naturwissenschaften, doch wuchs der Anteil bald nicht mehr so schnell wie in den Geisteswissenschaften. An den theologischen

und juristischen Fakultäten studierten wegen ihrer beruflichen Perspektivlosigkeit fast keine Frauen. Erst 1922 wurden Frauen zum Referendariat und zur Staatsprüfung für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst zugelassen. Auch das Medizinstudium blieb schließlich hinter dem Studium an der philosophischen Fakultät zurück, an der allerdings bis in die 20er Jahre hinein vorrangig „Hörerinnen“ studierten, die nicht promovieren durften. Diese waren meist seminaristisch ausgebildete Lehrerinnen, die ihren Wissensstand für ihren Unterricht an höheren Mädchenschulen erweitern wollten.

Die soziale Herkunft der Studentinnen konzentrierte sich auf die Beamtenschaft und die freien Berufe. Ihre Väter waren Professoren, Gymnasiallehrer, Rechtsanwälte, Ärzte, Fabrikanten oder Rittergutsbesitzer, die sich ein Studium ihrer Töchter leisten konnten. Die Motive für ein Studium und die Fächerwahl waren unterschiedlich. Sie reichten von dem Wunsch, einer wissenschaftlichen Neigung nachzugehen über die Absicht, einen akademischen Beruf außerhalb der Universität zu ergreifen bis zu dem Anliegen, die Zeit bis zur Ehe sinnvoll auszufüllen. Manche brachen ihr Studium mit der Heirat oder der Geburt eines Kindes ab.

Bald nach 1903 schlossen sich Studentinnen zu eigenen Interessenvertretungen zusammen; zwischen 1904 und 1914 entstanden zahlreiche deutsche Dachverbände verschiedenster konfessioneller und politischer Ausrichtung. 1905 und 1906 entstanden in München und Würzburg, ab 1920 auch in Erlangen Vereinigungen studierender Frauen. Diese Studentinnenvereinigungen betrieben Fortbildung, übten sich im freien Sprechen und Diskutieren, öffentlichem Auftreten und Leiten von Versammlungen. Sie leisteten Studienberatung, halfen bei der Wohnungssuche und gewährten finanzielle

Unterstützung aus ihren Leih- und Hilfskassen. Dass die Studentinnenvereinigungen allerdings nicht grundsätzlich besser waren als die ihrer männlichen Kommilitonen macht der Bericht Elisabeth Flitners (geb. 1894 in Jena) über ihr „Frauenstudium im Ersten Weltkrieg“ deutlich.

**„Wenige Tage nach der Immatrikulation bekam jeder Neuling schriftliche Einladungen von den studentischen Frauenverbindungen zur Teilnahme an einer Sitzung und zur Mitgliedschaft. Um mir ein Bild zu verschaffen, nahm ich mehrere Einladungen wahr. Man wurde in den üblichen Ablauf des Abends eingereiht und konnte Stil und Inhalt des Vereins kennenlernen. Am penetrantesten steht mir ein deutschnationaler Club vor Augen. Jede Teilnehmerin hatte ein Seidel Bier vor sich stehen, die Chargierten trugen bunte Mützen und Schärpen; es wurde ‚Salamander reiben‘ kommandiert und patriotisch gesungen.“ (Flitner 1988, S. 159)**

In Erlangen bestand von 1921 bis 1926 der „Bund Deutscher Studentinnen“, eine korporierte Vereinigung mit dem Wahlspruch „Tätig und treu“ und eigenen Farben, in dessen Satzung es hieß: „Jüdinnen können nicht aufgenommen werden.“

Nicht selten versuchten die ersten Studentinnen durch Anpassung an die Sitten und Gebräuche, ja selbst an die Kleidung der männlichen Kommilitonen als das „andere Geschlecht“ an der Universität nicht aufzufallen, ihren Geschlechtscharakter – zumindest innerhalb des wissenschaftlichen Bereiches – zu neutralisieren. Aufschlussreich ist auch folgende Aussage Elisabeth Flitners: „Als in unserem Freundeskreis bekannt wurde, daß ich Abitur machen und studieren wolle, verblüffte uns Otto Herbig, der Maler, durch den [...] Ausruf: ‚Wie schade!‘ und begründete sein Bedauern auf

Fragen hin mit: ‚Da wird man [er meinte allerdings nur: frau; E. M.] doch so häßlich.‘“ (Flitner 1988, S.153).

Während des Ersten Weltkriegs stieg die Zahl der studierenden Frauen relativ stark an – in Würzburg etwa lag er bei ca. 25%, obgleich nicht nur Studenten Kriegsdienst leisteten, sondern auch Studentinnen in Hilfsorganisationen wie dem Roten Kreuz oder in Rüstungsbetrieben arbeiteten. Die Studienbedingungen verschlechterten sich deutlich unter den Folgen des Ersten Weltkriegs.

**„Als ich im Herbst 1917 nach München kam, saßen in den Hörsälen Frauen und Kriegskrüppel. Die Studenten hungerten und froren in ihren schlecht geheizten Buden und in den schlecht geheizten Hörsälen und Bibliotheken.“ (ehemalige Studentin Julie Meyer-Frank)**

Auch fürchteten die Studenten während der Jahre des ersten Weltkriegs verstärkt die weibliche Konkurrenz.

**„In Heuschreckenschwärmen fallen die weiblichen ‚Berechtigten‘ über die deutschen Universitäten her, seitdem die männlichen Berechtigten in vielen Tausenden sich aufgemacht haben, dem Vaterlande Gut und Leben zu weihen [...] Während sich die Elite der deutschen Männerschaft vor dem Feind verblutet, besetzen daheim die Weibchen die Kollegienbänke, um die gelehrten Berufsarten zu feminisieren.“ (Adam Röder in der Süddeutschen Konservativen Correspondenz 12. Mai 1916)**

1918 bis 1920 wurden in Würzburg „Zwischensemester“ eingerichtet, damit Kriegsheimkehrer die verlorenen Semester schneller nachholen konnten. In der Würzburger Universitätszeitung beklagte sich 1919 ein Student, dass auch Frauen als „unfaire Konkurrentinnen“ der Männer in diesen Zwischense-

mestern studierten und diffamierte sie als „Kriegsgewinnerinnen“:

**„Jede Studentin, die neben uns sitzt oder arbeitet, sagt es uns: ‚Ihr seid die Dummen gewesen!‘, Nicht mit Worten, nein ‚bloß‘ durch die Tatsache ihrer Gegenwart, ‚bloß‘ durch die Tatsache, daß sie viel viel [...] weiter ist, als sie sein dürfte“.**

Die Weimarer Republik brachte die Frauen auf ihrem Weg zur Gleichberechtigung ein entscheidendes Stück voran. Am 12. November 1918 erhielten die Frauen per Dekret des Rates der Volksbeauftragten das allgemeine, gleiche, aktive und passive Wahlrecht. Im Art. 109 der Weimarer Reichsverfassung von 1919 heißt es: „Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich. Männer und Frauen haben grundsätzlich die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten“. Diese Bestimmung wurde zur Grundlage der Zulassung von Frauen zu Berufen im Öffentlichen Dienst und in der Rechtspflege. Diese Entwicklungen und erweiterte Möglichkeiten, das Abitur zu erwerben, führten in der Weimarer Republik zu einer deutlichen Zunahme der weiblichen Studierenden. Auch die soziale Herkunft veränderte sich im Verlauf der Weimarer Republik; allmählich kamen auch Töchter aus den Mittelschichten an die Hochschulen. Doch obwohl die weiblichen Studierenden im Durchschnitt aus besser gestellten Schichten kamen als ihre männlichen Kommilitonen, war ihre materielle Situation im allgemeinen schlechter. Der monatliche Wechsel für die studierende Tochter fiel in der Regel niedriger aus als für den Sohn, und die Aussichten auf Stipendien oder Darlehen waren für Frauen wesentlich geringer.

Je normaler im Laufe der Jahre das Erscheinen von Studentinnen in den Hörsälen wurde, desto stärker formierte sich auch wieder der Widerstand, der schließlich in

einer in aller Öffentlichkeit geführten Kampagne gegen das Frauenstudium mündete. Hierbei wurde häufig auf die Argumentation des Berliner Gynäkologen Professor Ernst Bumm Bezug genommen, der mit einer vielbeachteten Rektoratsrede im Jahre 1917 die Gegner mit neuer Munition aus dem alten Repertoire versorgte. Die „stärkere Erregbarkeit“, die insgesamt psychische Labilität der Frau, ihre „sexuelle Bindung“ behinderten ihre geistigen Fähigkeiten. „Der vollen dauernden Hingabe ans Werk wirft sich der Körper entgegen“. Wenn die Frauen nicht mehr von den Universitäten ausgeschlossen werden könnten, dann müsse zumindest versucht werden, ihre Zahl zu begrenzen. 1926 beruft sich etwa die „Nürnberger Zeitung“ in einem Bericht über „Das Schicksal weiblicher Akademiker“ ausdrücklich auf Professor Bumm. Der Artikel endet mit dem Vorwurf: „von zehn akademisch gebildeten Frauen empfängt das Land nur sechs Kinder, während es nahezu 40 erhalten würde, wenn die studierten Frauen den anderen gleichen“. In den Jahren der Weltwirtschaftskrise verschärfte sich die Polemik gegen das Frauenstudium zunehmend. In dem 1932 veröffentlichten Pamphlet des promovierten Juristen Manfred Rempel „Die Frau im Lebensraum des Mannes“ wurden die Studentinnen als die Schuldigen für die auch unter Akademikern wachsende Arbeitslosigkeit ausgemacht. Das Abitur sei für sie zur „Modesache“ geworden. Massiv kritisiert Rempel die Öffnung der höheren Lehranstalten für die Mädchen. Es finden sich die uns bereits vertrauten Argumentationsmuster: Wo Konkurrenz droht, muss Natur her. Und so heißt es bei Rempel dann auch: Durch die immer stärkere Angleichung an das Vorbild der männlichen Bildung werde „im Mädchen der Trieb zur Weichheit, Zärtlichkeit und Hingabe gehemmt oder verdrängt.“ Worum es ihm eigentlich geht bzw. was ihm im Letzten

Angst einjagt, macht folgende Aussage deutlich: „Die unvermeidliche Folge des weiblichen Massenstudiums und das Eindringen der Frau in alle männlichen Berufe sind Blaustrumpfkultur und Frauenherrschaft.“ Auch aus dem Deutschen Studentenwerk erhoben sich Stimmen, den Anteil weiblicher Studierender deutlich einzugrenzen. Diese Stimmungsmache gegen das Frauenstudium, verbunden mit der schlechten Wirtschaftslage und der hohen Akademikerarbeitslosigkeit, führte Anfang der 30er Jahre zu einem deutlichen Rückgang der Zahl weiblicher Studierender (war deren Anstieg gegenüber der Zahl männlicher Studierender in der Weimarer Republik zunächst überproportional hoch gewesen, so war nun auch der Rückgang überproportional hoch).

Einen nochmaligen Schub erhielt diese Entwicklung durch das von den Nationalsozialisten am 25. April 1933 erlassene „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ mit der entsprechenden Ausführungsverordnung mit konkreten Zahlenangaben Ende des Jahres, am 28. 12. 1933. Die Verordnung trennte für den Abiturjahrgang 1934 Abitur und Hochschulreife voneinander. Letztere, und damit die Möglichkeit zu studieren, sollten vom Abiturjahrgang 1934 höchstens 15.000 Abiturienten erhalten, wobei darunter in keinem Land mehr als 10% Mädchen sein durften. Mit diesem geschlechtsspezifischen Numerus Clausus enthielt die Verordnung eine eklatante Schlechterstellung der weiblichen Abiturienten gegenüber den männlichen. Denn sie bedeutete, dass von zu erwartenden 40.000 Abiturienten (30.000 Männer und 10.000 Frauen) zwar jeder zweite männliche Abiturient, aber nur jede siebte Abiturientin die Hochschulreife und damit einen Studienplatz erhalten würde. Bayern durfte nach der Durchführungsverordnung insgesamt 1670 Studienplätze



vergeben, also höchstens 167 an Frauen. Allerdings hob der Reichserziehungsminister, Bernhard Rust, die Verordnung bereits am 9. Februar 1935 wieder auf, sie hatte also nur für die Abiturienten und Abiturientinnen des Jahrgangs 1934 gegolten. Trotzdem hielt die Talfahrt der Zahl der Studierenden beiderlei Geschlechts, allerdings wieder überproportional des weiblichen Geschlechts, noch bis Ende der 30er Jahre an. Hierzu trug nicht zuletzt die seit 1933 nochmals deutlich verstärkte Stimmungsmache gegen studierwillige und studierende Frauen bei, die der nationalsozialistischen Ideologie korrespondierte. Diese war generell antiintellektuell; für die Frauen sah sie den Beruf der Hausfrau und Mutter vor. Das Gesetz gegen das „Doppelverdienertum“ erschwerte die Berufstätigkeit verheirateter Frauen, zugleich wurde Frauen der Beruf als Richterin und als Staatsanwältin verschlossen, 1934 verheirateten Ärztinnen die Kassenzulassung entzogen. 1935 wurde ein halbjähriger Arbeitsdienst für Abiturientinnen mit Studienabsichten Voraussetzung für die Immatrikulation. Die Stipendienvergabe an Studentinnen wurde nochmals deutlich eingeschränkt.

Zur Reduktion weiblicher Studierender trug nicht zuletzt auch das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ und der weiteren „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935 bei, mit deren Anwendung die Zulassung von Studentinnen und Studenten jüdischer Herkunft zu Promotion und Staatsprüfungen untersagt wurde. Der Anteil der „nichtarischen“ Studentinnen an der Gesamtzahl der studierenden Frauen war etwa dreimal so hoch wie bei den männlichen Studierenden. Den Hintergrund hierfür bildete, dass das jüdische Bürgertum, der Mädchen- und Frauenbildung überdurchschnittlich aufgeschlossen gegenüberstand. Dementspre-

chend war auch der Anteil jüdischer Akademikerinnen relativ hoch. Mit dem Gesetz „Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 wurden Jüdinnen aus ihren universitären Ämtern oder aus ihren beruflichen Positionen vertrieben. Manche konnten sich in die Emigration retten und dort die wissenschaftliche Laufbahn beginnen, die ihnen in Deutschland versagt blieb. Einige erhielten Rufe an ausländische Universitäten. Von den 58 Wissenschaftlerinnen, die 1933 in Deutschland an Universitäten als Dozentinnen lehrten, ging ein sehr hoher Anteil ins Exil, andere wurden deportiert und in den Vernichtungslagern ermordet.

Unter den „arischen“ Frauen gab es – wie auch unter den männlichen Studenten und Dozenten – auch viele begeisterte Anhänger des Nationalsozialismus. Bereits 1930 wurde – als frauenspezifisches Anhängsel des „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes“ (NSDStB) – reichsweit die „Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen“ (ANSt) eingeführt. 1933 waren 4,1 % der Studentinnen Mitglied, 1937 dann 75 %. An der Universität Erlangen erweiterte sich die „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen 1933 und 1945 von drei auf zehn Untergruppen.

Ende der 30er Jahre vollzog sich in der Haltung des nationalsozialistischen Staates aus funktionalen Gründen gegenüber dem Frauenstudium ein Einstellungswandel. Frauen wurden nun zur Aufnahme eines Studiums ermuntert. Die Frauen sollten den inzwischen eingetretenen Akademikermangel beheben helfen. Entgegen der bisherigen Geschlechterideologie sollten Frauen vor allem Naturwissenschaften studieren, damit sie zum Berufseinsatz in der Industrie oder in der Forschung zur Verfügung stünden. Hierfür wurde ihnen sogar der Reichsarbeitsdienst erlassen. Vor diesem Hin-

tergrund stieg während des Krieges der Frauenanteil kontinuierlich wieder an, bis im Sommersemester 1943 mit 25.000 Studentinnen (47,8 %) absolut und relativ mehr Frauen als jemals zuvor in Deutschland studierten. 1943 betrug der Frauenanteil an der Universität München 45 %, an der Universität Erlangen sogar 51 %.

#### 5 ENTWICKLUNGSLINIEN AKADEMISCHER BILDUNG VON FRAUEN SEIT 1945

Bald nach Kriegsende wurden 1945/46 die Universitäten auf dem Gebiet der späteren Bundesrepublik Deutschland unter den drei Besatzungsmächten Frankreich, Großbritannien und USA wieder eröffnet. Vor dem Trümmerhaufen einer Ideologie, von Hunger, Familienzerstörung und Armut gezeichnet, begannen Studierende und Lehrende 1945 mit dem Aufbau der zu 80 % zerstörten Universitätsgebäude. 1946 konnte ein stark eingeschränkter Lehrbetrieb wieder aufgenommen werden. Der Andrang der Studierenden war groß, die finanzielle Ausstattung der Universitäten blieb demgegenüber weit zurück. Bald wurden Zulassungsbeschränkungen nötig, Kriegsteilnehmer und kriegsdienstverpflichtete Frauen wurden dabei begünstigt. Die Diskussion um eine Beschränkung des Frauenstudiums lebte erneut auf. Beispiele einer sehr aufschlussreichen Pro- und Contra-Diskussion zum Frauenstudium fanden sich in der Münchner Studentenzeitung 1947.

**„Zwar gehöre ich nicht zu denen, die vollkommen intolerant, die Berechtigung des Frauenstudiums bestreiten. Trotzdem lehne ich das Frauenstudium grundsätzlich ab, und zwar aus folgenden Gründen: Im Kriege war das Studieren in der Hauptsache ein Privileg der Frauen, aus dem einfachen Grund, weil wir Männer Soldaten waren. Im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit sollte diese einseitige Bevorzu-**

**gung durch eine weitgehende Einschränkung des Frauenstudiums zugunsten der aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Männer ausgeglichen werden.“ (Jurastudent Albert Bauer)**

**„Glauben Sie wirklich, daß Ihre Kommilitoninnen sich einbilden, Ihre Rivalinnen zu sein oder zu werden? Ein Wort [...] zu Ihrer Beruhigung: Eine Frau, sie mag noch so intelligent und hochschulgebildet sein, wird sich – gerade wenn sie wirklich klug ist – nie anmaßen zu denken, sie könnte einen ebenso klugen Mann ausstechen. Wenn sie aber wirklich tüchtiger sein sollte, wollen Sie dann der Tüchtigen nicht freie Bahn gewähren? Wenn Sie es aber mit ‚weniger Tüchtigen‘ zu tun haben, dann bedeuten Sie [sic!] Ihnen ohnehin allen keine Rivalin!“ (Doktorandin Elli Zinkl)**

Die Diskussion zeigt deutlich, wie sehr sich letztlich alles um Konkurrenzangst dreht. Frauen müssen letzten Endes tüchtiger sein als Männer, wenn sie ebenso erfolgreich sein wollen. Nicht nur in der studentischen Presse entbrannte eine über Jahre hinweg geführte Kontroverse über ‚das Frauenstudium‘ schlechthin, in der den Frauen vielfach das Recht auf ein Studium vollständig abgesprochen wurde. Trotz der im Grundgesetz verankerten Gleichberechtigung der Geschlechter (Art. 3/Abs. 2 GG) wurden in den 50er Jahren traditionelle Rollenbilder propagiert und der Beruf der Frau zur Hausfrau und Mutter betont. Diese gesellschaftliche Grundeinstellung blieb nicht ohne Wirkung: Der Frauenanteil an den Studierenden ging zurück, zumal auch die Berufschancen für Akademikerinnen als sehr schlecht eingeschätzt wurden. Hatte etwa der Studentinnenanteil an der Universität Erlangen 1946/47 noch 23 % betragen, so sank er in den 50er Jahren auf 16 %. In München und Würzburg lag er noch deutlich niedriger.

Auch die bereits in den Kriegsjahren und auch noch in den Nachkriegsjahren – aus Mangel an männlichen Kollegen – erfolgte Steigerung der Zahl der Hochschuldozentinnen trug keine Früchte. Die meisten von ihnen erhielten – trotz Habilitation – keinen Lehrstuhl; sie wurden nach Rückkehr der Männer von diesen wieder verdrängt. In diesem Zusammenhang ist die zwischen dem Wintersemester 1953/54 und dem Wintersemester 1955/56 durchgeführte repräsentative Erhebung des Soziologen Hans Anger an den Universitäten Bonn, Frankfurt/M., Heidelberg und Kiel aufschlussreich. 138 Hochschullehrer wurden unter anderem zu den Themen „Die Frau als Studentin“ und „Die Frau als Dozentin“ befragt. Ausgangspunkt für diese Befragung war die extreme Seltenheit weiblicher Hochschullehrer. Die fachlichen Leistungen der Studentinnen wurden im Vergleich zu den Studenten – in bekannter Weise – dahingehend eingeschätzt, „daß ‚rein intellektuelle Fähigkeiten‘ geringer oder seltener seien, ‚abstraktes Denken‘, ‚jedes Denken überhaupt‘ liege ihnen nur weniger, es mangle an ‚Kritikfähigkeit‘, ‚Erfindungsgabe‘, ‚Einfallen‘, ‚wissenschaftlicher Phantasie‘, sie seien ‚schüchterner‘, nicht ‚selbständig‘ genug und hätten weniger ‚Initiative‘“ (Anger 1960, S. 475f.). Markanter noch als diese Einschätzungen waren die Aussagen über die weiblichen Kollegen.

**„Die akademische Tätigkeit ist eine vorwiegend abstrakte und liegt deshalb der Frau nicht so; auch die intellektuellen Beziehungsverknüpfungen liegen ihr nicht. Die Notwendigkeit der Autorität mag der Frau auch Schwierigkeiten bereiten. Der Mann kann bis ins hohe Alter hinein eine intellektuelle Steigerung erfahren. Die Frau neigt bei wachsendem Alter zur Ruhe und Seßhaftigkeit. In jungen Jahren wird sie sicher sehr Gutes leisten,**

**aber auch physisch ist der Beruf zu anstrengend für sie, deshalb haben wir kein Angebot seitens der Frauen.“ (Anger 1960, S.479)**

Mangelnde Präsenz von Frauen auf Professuren und Lehrstühlen wurde als naturgegeben interpretiert, der natürlichen Bestimmung der Frau entsprechend. Die Vorurteile, die die Studentinnen erlebten, aber nach wie vor auch die Aufgabe des Studiums mit der Eheschließung führten zu deutlich höheren Abbruchquoten als die ihrer männlichen Kommilitonen. In einer Studentinnenbefragung um 1960 finden sich Aussagen wie: „Studentinnen werden nicht als echte Studierende angesehen; von der Mehrzahl belächelt; es gibt immer noch viele Professoren, die Mädchen [...] nicht für voll nehmen. Das habe ich selbst erlebt; Ja, ich habe mich immer sehr durcheinanderbringen lassen, wenn man mich nicht ernst nahm; Wenn man seine geistige Persönlichkeit immer wieder beweisen muß, sich immer wieder gegen Vorurteile wehren muß, kann einen das schon müde machen; Es ist schwer, Achtung zu erringen.“ (Gerstein 1965, S. 88f.)

Mitte der 60er Jahre wurde die Bildungspolitik zu einem zentralen öffentlichen Thema. Auslöser war die 1964 von Georg Picht veröffentlichte Schrift „Die deutsche Bildungskatastrophe“, in der er darlegte, wie sehr das deutsche Bildungswesen im internationalen Vergleich zurückgeblieben sei und – um die Wettbewerbsfähigkeit der Bundesrepublik Deutschland zu erhalten – eine deutliche Steigerung höherer Bildungsabschlüsse anmahnte. Großes Aufsehen erregte auch Ralf Dahrendorfs 1965 veröffentlichte Schrift „Bildung ist Bürgerrecht“, in der er betonte: „Es darf keine systematische Bevorzugung oder Benachteiligung bestimmter Gruppen aufgrund leistungsfremder Merkmale wie soziale Herkunft oder wirtschaftliche Lage geben“ (S. 22). In diesem Kontext entstanden

seit Mitte der 60er Jahre eine Vielzahl bildungssoziologischer Untersuchungen. Peisert stellte in seiner Untersuchung fest, dass im katholischen Arbeitermädchen vom Lande alle Benachteiligungsfaktoren kumulierten. Speziell mit den Bildungschancen von Mädchen und Frauen setzte sich die Soziologin Helge Pross auseinander:

**„In der Situation der Arbeiter-töchter kumulieren sich also alle Widerstände gegen die theoretische Bildung, die in der Bundesrepublik überhaupt bestehen. Wohnt das Mädchen überdies noch auf dem Land, gar in Bayern oder Rheinland-Pfalz, und gehört es einer katholischen Familie an, so grenzt es ans Wunderbare, wenn es zum Abitur gelangt. Völlig unabhängig von der Begabung ist sein Bildungsweg von vornherein durch die Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit determiniert“** (Pross 1969, S. 65)

Die sozial-liberale Regierung von 1969 schrieb sich eine Bildungsoffensive auf ihre Fahnen. Brachliegende Begabungsreserven sollten mobilisiert werden. In diesem Kontext stieg die Zahl der Abiturientinnen und Studentinnen in den 70er Jahren deutlich an. In Erlangen etwa stieg der Studentinnenanteil von 18,9 % im Jahre 1967 auf 35,2 % im Jahre 1980. An der Universität München verdoppelte sich zwischen 1970/71 und 1975/76 die Zahl der Studentinnen, die Zahl der männlichen Studierenden erhöhte sich im selben Zeitraum nur um ca. 30 %. Der Ausbau des Zweiten Bildungsweges und finanzielle Förderungen kamen Frauen besonders zugute.

Im Zuge der 68er Bewegung hatten sich auch die Studentinnen politisiert. Zunächst kämpften sie an der Seite ihrer männlichen Kommilitonen für eine Demokratisierung der deutschen Hochschulen und eine gesellschaftstheoretische Verankerung der

Wissenschaften. Doch schnell mussten sie feststellen, dass sie auch von ihren männlichen Kommilitonen nicht ernst genommen wurden und für sie für unterschiedliche Dienstleistungen zur Verfügung stehen sollten. Aus Protest gründeten sich deshalb in allen größeren Städten der Bundesrepublik „Weiberräte“, zu denen Männer keinen Zugang hatten. Auf dieser Basis begann sich zu Beginn der 70er Jahre eine Neue Frauenbewegung zu organisieren. So trafen sich im ASTA der Universität München seit Anfang 1971 die „Roten Frauen“, die zusammen mit einer Berliner und einer Frankfurter Frauengruppe die von Alice Schwarzer nach Deutschland importierte Aktionsidee gegen den § 218 aufgriffen. Gemeinsam organisierten sie die Unterschriftenaktion „Wir haben abgetrieben“, die als „Stern“-Titel im Juni 1971 die bundesdeutsche Öffentlichkeit in Aufruhr versetzte. In München zog im November 1971 die erste vorrangig von Studentinnen organisierte Demonstration gegen den Abtreibungsparagraphen von der Universität zur Feldherrenhalle. In Erlangen gründeten 1973 Erlanger Studentinnen die erste Frauengruppe, die ebenfalls gegen den § 218 agitierte. Nicht zuletzt auch auf deren Initiative hin entstanden in Nürnberg (1975) und in Erlangen (1976) die ersten Frauenzentren und -häuser.

Kritik und Anstöße der Neuen Frauenbewegung fanden jedoch auch Eingang in den Universitätsbetrieb. Erstmals wurden in Lehrveranstaltungen frauenspezifische Themen aufgegriffen, Forschungsprojekte zu Frauenfragen wurden initiiert, Sommeruniversitäten für Frauen durchgeführt, Ringvorlesungen veranstaltet, universitäre Frauenvollversammlungen einberufen. Innerhalb der studentischen Vertretung traten nun eigenständige Frauengruppen auf.

Was die weitere Integration von Frauen in die Wissenschaft be-

trifft, standen die 80er Jahre im Zeichen der Bemühungen von (jungen) Wissenschaftlerinnen, Frauenförderung und Frauenforschung an den Hochschulen zu verankern – in Bayern waren zu München, Würzburg und Erlangen inzwischen noch Regensburg, Augsburg, Bayreuth und die katholische Universität Eichstätt hinzugekommen.

Zielsetzung der in Frauenfragen engagierten Wissenschaftlerinnen war es, mehr begabten Frauen größeren Anreiz bieten zu können, sich die Universität als Arbeitsfeld zu erobern, also sie zu Promotion und Habilitation zu ermuntern. Doch noch immer fehlten häufig die Vorbilder und es stellt(e) sich das Problem der schwierigen Vereinbarkeit von Studium/Berufstätigkeit und Familie. Frauenförderpläne und Frauenbeauftragte an den Hochschulen wurden gefordert; Frauenforschung sollte institutionalisiert werden. Das Zweite Hochschulsonderprogramm sollte Frauen den Wiedereintritt in die Universitäten zur Promotion oder Habilitation nach der Familienpause erleichtern.

Nachdem der Passus „Die Hochschulen wirken bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile hin“ in das 1985 novellierte Hochschulrahmengesetz Eingang gefunden hatte, das Defizit an Gleichberechtigung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Konkurrenz also gleichsam bestätigt worden ist, wurden die Landeshochschulgesetze und schließlich die Grundordnungen der Länderuniversitäten dieser Zielvorgabe angepasst.

**„Frauenbeauftragte achten auf die Vermeidung von Nachteilen für Wissenschaftlerinnen, weibliche Lehrpersonen und Studierende; sie unterstützen die Hochschule in der Wahrnehmung ihrer Aufgabe, die Durchsetzung der**

**Gleichberechtigung von Frauen und Männern zu fördern und auf die Beseitigung bestehender Nachteile hinzuwirken.“** (Bayrisches Hochschulgesetz Art.34, Abs. 1)

Neben der vom Senat gewählten Universitätsfrauenbeauftragten und ihren Stellvertreterinnen gibt es noch die Fakultätsfrauenbeauftragten, die von den jeweiligen Fachbereichsräten gewählt werden. Erst seit 1998 hat die Universitätsfrauenbeauftragte Stimmrecht im Senat und in den Kommissionen, denen sie durch ihr Amt angehört, vorher hatte sie lediglich beratende Funktion. In Bayern sind Frauenbeauftragte nur durch eine Reduktion ihrer Lehrverpflichtung um zwei Stunden von ihren hauptamtlichen Dienstplichten entlastet, in mehreren anderen Bundesländern können sie sich ganz auf ihre Aufgaben konzentrieren.

Obwohl in Bayern inzwischen die Zahl der weiblichen Studierenden bei über 50 % liegt, ist der Anteil der Frauen an Professuren und Lehrstühlen noch sehr gering; er liegt bei 7,6 % und damit deutlich unter dem – auch noch längst nicht zufriedenstellenden – Bundesdurchschnitt von 11 %.

Dem soll durch spezifische Frauenförderprogramme entgegenwirken. Aktuell werden vorrangig Mentoring-Programme erprobt, die sie ermuntern sollen, den Weg der Hochschullehrerin einzuschlagen, indem ihnen am Beispiel weiblicher Vorbilder gezeigt wird, dass es möglich ist, und indem sie frühzeitig ermuntert werden, wissenschaftliche Netzwerke zu knüpfen und Möglichkeiten der Selbstrepräsentation zu nutzen.

Abschließend will ich noch auf etwas hinweisen, was in bestimmten Frauenkreisen manchmal allzu gern tabuisiert wird. Nicht nur Männer bekämpfen Frauen als

Konkurrentinnen, die Konkurrenz unter Frauen ist manchmal mindestens ebenso hart. Zugespitzt formuliert in diesem Kontext die Soziologieprofessorin Ulrike Gräbel:

**„Projekten von Männern bekommen viele Frauen lobendes Interesse, den Verriss schreiben sie über die Kollegin. Notwendig wäre an dieser Stelle ein bisschen mehr Solidarität unter Frauen. Frauen sollten Frauen leben und arbeiten lassen wie Männer auch.“** (Gräbel 2003, S. 43).

Männer und Frauen werden an der Universität damit leben und umgehen lernen müssen, die Kon-

kurrenz von Frauen auszuhalten, beide Geschlechter werden sich darum bemühen müssen, ihr Konkurrenzverhalten zu humanisieren und sachbezogene Arbeitsbündnisse zu schließen.

Frauen werden stärker als bisher Netzwerke gründen und ihre Berührungspunkte gegenüber mit Macht und Einfluss verbundenen Positionen aufgeben müssen. Wie sehr das immer noch bestehende Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern an den Universitäten jedoch auch gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geschuldet ist, wird in anderen Beiträgen dieses Heftes behandelt.

#### LITERATUR

Apel, Hans Jürgen: Die Mädchenerziehung, in: Liedtke, Max (Hrsg.): Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens, Bd. IV, Bad Heilbrunn 1997, S. 13-70. • Bock, Irmgard: Das Schulwesen von 1871-1918. Gesamtdarstellung, in: Liedtke, Max (Hrsg.): Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens, Bd. II, Bad Heilbrunn 1993, S. 395-463. • Buchinger, Hubert: Die Schule in der Zeit der Weimarer Republik. Gesamtdarstellung, in: Liedtke, Max (Hrsg.): Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens, Bd. III, Bad Heilbrunn 1997, S. 15-75. • Bußmann, Hadumot: Stieftöchter der Alma Mater? 90 Jahre Frauenstudium in Bayern – am Beispiel der Universität München. Katalog zur Ausstellung, München 1993. • Dahrendorf, Ralf: Bildung ist Bürgerrecht, Hamburg 1965. • Enzelberger, Sabina: Sozialgeschichte des Lehrerberufs, Weinheim u. München 2001. • Flitner, Elisabeth: Ein Frauenstudium im Ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für Pädagogik 34, 1988, S. 153-169. • Gerstein, Hannelore: Studierende Mädchen. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität, München 1965. • Glaser, Edith: „Sind Frauen studierfähig?“ Vorurteile gegen das Frauenstudium, in: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2, Frankfurt a. M./

New York 1996, S. 310-324. • Gräbel, Ulrike: Der Hürdenlauf, in: Emma Juli/August 2003, S. 42f. • Häntzschel, Hiltrud/Hadumot Bußmann (Hrsg.): Bedrohlich gescheit. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern, München 1997. • Herz, Rudolf/Bruns, Brigitte: Hof-Atelier Elvira 1887-1928. Ästhetik, Emanzen, Aristokraten, München 1985. • Hopf, Caroline: Frauenbewegung und Pädagogik. Gertrud Bäumer zum Beispiel, Bad Heilbrunn 1997. • Huerkamp, Claudia: Geschlechtsspezifischer Numerus Clausus – Verordnung und Realität, in: Kleinau/Opitz 1996, S. 325-341. • Lehmann, Gertraud: 90 Jahre Frauenstudium in Erlangen, in: Stadtmuseum Erlangen (Hrsg.): Die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 1743-1993. Geschichte einer deutschen Hochschule, Erlangen 1993, S. 487-511. • Metz-Göckel, Sigrid: Die 'deutsche Bildungskatastrophe' und Frauen als Bildungsreserve, in: Kleinau/Opitz 1996, S. 373-385. • Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene: Arbeitsplatz Hochschule – kein Platz für Frauen?, in: Kleinau/Opitz 1996, S. 487-496. • Peisert, Hansgert: Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland, München 1967. • Pross, Helge: Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik, Frankfurt a. M. 1969. • Wilke, Christiane: Forschen, Lehren, Aufbegehren. 100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern. Begleitband zur Ausstellung, München 2003.



# ZWEITAUSENDEINHUNDERTDREI

Festrede anlässlich der Festveranstaltung **Einhundert Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern** in der Münchner Residenz am achtzehnten September zweitausenddreie Von Ina Schabert

Herr Staatsminister,  
verehrte Festgäste,

Ich möchte Sie nun auf eine Zeitreise mitnehmen, damit wir sehen können, wie es an den bayerischen und deutschen Universitäten nach weiteren 100 Jahren weiblicher Präsenz konkret aussehen wird. Dies wird uns die Gelegenheit geben, die Prognosen zu überprüfen, die der Herr Minister in seiner Begrüßungsrede gewagt hat. Seine Mahnung – „Meine Herren, seien Sie auf alles gefasst“ – ist angebracht.

Die erste, grundsätzliche Beobachtung, die wir – ins Jahr 2103 versetzt – machen können, ist für diejenigen, die sich in der Frauengeschichte etwas auskennen, eine erstaunliche. Während jede frauenemanzipatorische Phase bis ins 20. Jahrhundert regelmäßig einen herben Rückschlag erfahren hat, ist dieser im 21. Jahrhundert ausgeblieben. Ansätze einer frauengemäßen Entwicklung, die sich um 2003 zeigten, wurden vielmehr konsequent weiterverfolgt. Die Universität des frühen 22. Jahrhunderts entspricht (so lässt sich feststellen) weitgehend den Idealvorstellungen, wie sie in feministischen Entwürfen des 20. Jahrhunderts entworfen worden waren – etwa bei Charlotte Gilman, bei Virginia Woolf und bei Adrienne Rich.

Schon um das Jahr 2000 war eine quantitativ ausgewogene Repräsentation der weiblichen Studierenden erreicht worden, die dann

in den nächsten 100 Jahren konstant blieb. Die große Änderung im Verlauf des 21. Jahrhunderts war der allmähliche Übergang von einer Universität, in der junge Frauen hauptsächlich von Männern belehrt wurden, zu einer von Frauen mitbestimmten, wenn nicht gar frauenbestimmten Universität. Es ist ein zahlenmäßig dramatischer Anstieg von Frauen in verantwortlichen akademischen Positionen zu verzeichnen. Der Professorinnenanteil entspricht 2103 nicht nur dem Anteil der Studentinnen; in manchen Fächern geht er deutlich über die 50 %-Grenze hinaus. Auch in den Universitätsleitungen sind nun weibliche Präsidenten, Rektoren, Prorektoren und Kanzler in der Mehrheit. Diese Veränderung ist nicht allein der Arbeit der Frauenbeauftragten zuzuschreiben, die sich seit den 1990er Jahren darum bemüht hatten, dass es Frauen ermöglicht wurde, Inhalt und Stil der wissenschaftlichen Forschung mitzuprägen. Vermutlich wären diese Anstrengungen nie wesentlich über die 10 %-Hürde frauenbesetzter Professorenstellen hinaus gekommen, und es wäre bei der männerbestimmten Universität geblieben, wenn sich nicht die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geändert hätten.

In den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts, und noch einmal in den 70er Jahren geriet die deutsche und sogar die bayerische Wirtschaft in eine Rezession.

Zurückgehende Steuereinnahmen zwangen zu empfindlichen Absenkungen auch der Gehälter der Hochschullehrer. Die Professorenstellen verloren damit an Attraktivität, außer für diejenigen, die sich auch bei bescheidener Bezahlung der Sache von Forschung und Lehre zu verschreiben bereit waren. Dies waren nicht nur, aber doch zu einem deutlich höheren Anteil Frauen, denen man nicht zu Unrecht einen etwas weltfremden Idealismus nachsagte. Auch in der Finanzierung des Gesundheitswesens gab es im letzten Jahrhundert massive Einbußen, was dazu führte, dass seit der zweiten Sparwelle der 2070er Jahre selbst die Posten der Klinikchefs finanziell so bescheiden ausgestattet waren, dass sie Medizinerinnen offenstanden. Was die Universitätsleitungen anbetraf, machte zudem in dieser wirtschaftlich beengten Situation das sogenannte Garrett-Modell der Drittmittel-Aquisition Schule. Mary Garrett, die Tochter eines amerikanischen Eisenbahnmagnaten Ende des 19. Jahrhunderts, war mit einer Professorin befreundet, die am renommierten College von Bryn Mawr arbeitete. Garrett verpflichtete sich, dem College für jedes Jahr, in dem ihre Freundin Präsidentin dieser Universität wäre, 10.000 Dollar zu stiften (eine damals beträchtliche Summe, ca. 50 % des Jahresetats der Universität). Carey Thomas amtierte unter dieser Bedingung lange Jahre als Präsidentin und brachte ihrer Universität eine nicht nur finanziell gute Zeit ein!

Etwa 150 Jahre später also wurde diese Strategie wiederentdeckt. Begüterte Frauen stifteten nun den Universitäten in großzügiger Weise Geld mit der Auflage einer repräsentativen Vertretung von Frauen in den Leitungsgremien.

Eine ganz andere Entwicklung begünstigte weibliche akademische Karrieren, indem sie die Frauen in einer nicht vorhergesehenen Weise von Familienaufgaben entlastete. Dies war die Veränderung der Seniorenkultur. Relativ früh im 21. Jahrhundert begannen ältere Bundesbürger und -bürgerinnen es fände zu finden, ihren Ruhestand auf Mallorca oder in der Toscana zu verbringen – wie weiland die Gefährten des Odysseus in der müden Zufriedenheit der Lotusinseln. Leitvorstellung eines glücklichen Alters wurde es nun, im eigenen familiären und lokalen Bereich zu bleiben und hier möglichst intensive, aktive Kontakte mit jungen Menschen zu pflegen, mit Kindern, schulpflichtigen Enkeln oder Nachbarskindern. Man empfand es als aufregend, an deren Entwicklung teilzunehmen; man bestätigte sein Selbstwertgefühl, indem man wichtige Hilfe bot, die Kinder zu begehrten Unternehmungen mitnahm. Medizinische und psychologische Untersuchungen bestätigten, dass dies die optimale Wellness- und Fitness-Methode für das Alter war. Die nachfolgende Generation der jungen Alten stellte zudem fest, dass die jetzt alten Alten von der jungen Generation adoptiert wurden, was die

Motivation der neuen Senioren, sich für Kinder zu interessieren, noch verstärkte. Es liegt auf der Hand, dass dies für junge Mütter das Engagement in der Wissenschaft entscheidend erleichterte. Das ältere feministische Modell der partnerschaftlichen Elternschaft ließ sich unter diesen günstigeren Umständen ebenfalls in höherem Maß verwirklichen.

In Bezug auf den Professorinnenanteil an den deutschen und bayerischen Universitäten konnten zudem im Verlauf des 21. Jahrhunderts signifikante Verschiebungen in der Fächerrepräsentation beobachtet werden. Die weibliche Abwanderung in zuvor fast ausschließlich männliche Fakultäten und Positionen ist einerseits im Zusammenhang damit zu sehen, dass finanzielle Vergünstigungen weggefallen waren. Damit war das Prestige bestimmter Fächer geschwunden und der Verdrängungskampf wurde weniger hart geführt. Aus weiterer wissenschaftshistorischer Sicht lässt sich der Verschiebungsprozess zumindest partiell als eine Rückkehr zu frühneuzeitlichen und vorbürgerlichen wissenschaftlichen Interessenlagen der Frauen erfassen. Lange Zeit zum Beispiel waren viele Gebiete der Medizin eine Domäne der Frauen; erst im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts wurden diese Bereiche von den Männern beansprucht, schließlich sogar der eminent weibliche Bereich der Gynäkologie, was Feministinnen wie Mary Wollstonecraft bitter beklagten. Insofern scheint

es, dass die Frauen in einen ihnen besonders nahestehenden Aufgabenbereich zurückgefunden haben, wenn sie jetzt in der Medizin die Mehrzahl der verantwortlichen und weniger verantwortlichen Posten innehaben. (Auf die Hierarchie der Stellen komme ich später zurück.)

Vergleichbares gilt für naturwissenschaftliche und technologische Fächer. Als diese sich im 17. Jahrhundert – außerhalb der traditionellen Universität – allmählich herausbildeten, haben sich Frauen begeistert einzubringen versucht. Empirische Verfahren entsprachen ihren Vorstellungen von Lebensklugheit, und für das Experimentieren brachten sie besonderes praktisches Geschick mit. Während z. B. die Männer in England in den Räumen der Royal Society ihre Versuchsanordnungen installierten und reinstallierten und ihre Ergebnisse aufnotierten, begannen die Frauen in ihren Küchen die Versuche nachzuvollziehen und zu optimieren. Ihre Lust am Experiment war so groß, dass dies zu einem Hauptthema zeitgenössischer Satiren wurde. Als jedoch die Laboreinrichtungen allmählich anspruchsvoller, professioneller wurden, konnten sich bestenfalls noch weibliche Familienangehörige von Naturwissenschaftlern, soweit sie Zugang zu deren Forschungsstätten hatten, in die Forschungsarbeit mit einbringen. Der hohe Anteil von Professorinnen in den naturwissenschaftlichen und technologischen Disziplinen, den die 107.

Fortschreibung der Statistik der Bund-Länder Kommission für 2101 aufweist, ist also zu erklären mit einem grundsätzlichen, nur zwischenzeitlich unterdrückten Interesse von Frauen für dieses Fächerspektrum.

In den Geistes- und Kulturwissenschaften ist das Bild um 2103 weniger eindeutig. Die überdurchschnittlich hohe Präsenz von Frauen hier, die die Universität im späten 20. Jahrhundert kennzeichnete, ist nicht mehr gegeben. Es ist hier zwischen den Fächern zu differenzieren. Allgemein gehen Wissenschaftlerinnen auf Distanz zu rein oder weitgehend theoretischen Disziplinen. Typische Männerdomänen in der Universität des angehenden 22. Jahrhunderts sind etwa die Philosophie, die Logik und die Wissenschaftstheorie, die Kulturtheorie, die politische Theorie und die anwendungsfernen Bereiche der Mathematik. Von den mehrheitlich weiblichen Universitätsleitungen werden die theoretischen Fächer als Traditionsbestand – und weil die Arbeit hier nicht besonders teuer ist – großzügig gefördert. Eindeutiges Misstrauen wird allerdings einem Fach entgegengebracht, nämlich der Ethik: ethisches Verhalten, so der weiblich induzierte, aber jetzt geschlechterübergreifende Konsens, ist nicht zu lehren sondern vorzuleben. Um 2080 wurde Ethik als Studien- und Prüfungsfach in fast allen Bundesländern abgeschafft.

Damit nun komme ich zum Kern der Veränderungen, welche die frauenbestimmte Universität an der Schwelle zum 22. Jahrhundert kennzeichnen. Indem Frauen auf das rückten, was man vor 100 Jahren 'Führungspositionen' nannte, begannen sie mit tiefgreifenden Reformen. Die andersartigen weiblichen Zielvorstellungen von Universität erregten viel öffentliches Aufsehen; die Frage, warum Frauen anders dachten, wurde Mitte des Jahrhunderts in

den Medien kontrovers diskutiert. Der Reformwille wurde essentialistisch erklärt mit einem spezifisch weiblichen Wesen, das sich nun realisieren konnte. Oder er wurde psychologisch gedeutet als Folge eines frauenspezifischen Sozialisationsprozesses, der zu anderen Wertsetzungen führte. Mit einem dritten Erklärungsmodell hingegen, das die kritische Männlichkeitsforschung bereitstellte, wurden die Neuerungen schlicht als die Rückkehr zu einer frühneuzeitlichen ganzheitlichen Geschlechterübergreifenden Vernunft betrachtet, welche durch den engen Rationalitätsbegriff einer männlichen und misogynen Aufklärung verdrängt worden war. Dieses Erklärungsmodell hat sich heute weitgehend durchgesetzt, zumal es der Tatsache Rechnung trägt, dass sich inzwischen auch die Mehrheit der Männer mit der weiblich bestimmten Universität identifiziert.

Mit der Einigung auf den neuen bzw. voraufklärerischen Vernunftbegriff hat sich insgesamt – in der Medizin, in den Technologien, in den Naturwissenschaften – das Wissenschaftsethos gewandelt. Forschergenerationen um 1950 und selbst noch um 2000 fragten: Was ist machbar? Was alles können wir herausfinden, was und wie können wir verändern, kontrollieren, rationalisieren? Heute, im Jahr 2103 fragt frau und man: Wozu nützt ein Forschungszweig? Wer profitiert davon und wer trägt den Schaden? Sind die absehbaren Erkenntnisse menschlich vertretbar? Sind sie moralisch wünschenswert? Die alte Zielsetzung, die Baconsche, ist abgelöst worden von einem ethisch gesteuerten Forschen.

Des weiteren gilt ein Misstrauen gegenüber dem rein rationalen Argumentationsgestus, der seit der Aufklärung ein besonderes Prestige hatte. Rationales Denken ist im Verlauf des 21. Jahrhunderts wieder zu einem Instrument hinabgestuft worden. Von primärer

Bedeutung im Erkenntnisprozess sind heute das, was man die drei E's nennt: die Empirie, die Empathie und die Emotion (die seit den revolutionären Hirnforschungen von Antonio Damasio um 2000 von der Intellektualität nicht mehr trennbar ist). La réalité a ses raisons que la raison ne connaît pas.

Ich muss mich kurz fassen und kann nur noch eine wichtige Veränderung in Bezug auf die Sprachkultur erwähnen, die mit dem Schlagwort „Von der alten Globalisierung zu einem neuen Internationalismus“ erfasst wird. Zu Anfang des 21. Jahrhunderts ging der Trend dahin, die wissenschaftlichen Aussagen in allen Disziplinen in eine relativ simple Einheitssprache einzubringen, die man Englisch nannte (ohne dass sie je die Idiomatik, Subtilität und Modulationsbreite des echten Englisch aufgewiesen hätte). Es war ein Englisch, das fast wie eine mathematische Formelsprache zu Abstraktion und Reduktion zwang. Sobald es aber, in der nachaufklärerischen, weiblich konnotierten Wissenschaft, um das Besondere ging, um die spezifischen Kontexte, die komplexen Vernetzungen und Überlagerungen von verschiedenartigsten Sachverhalten, erwies sich diese Sprache als kontraproduktiv, denn gerade die wertvollsten Erkenntnisaspekte wurden durch sie herausgefiltert. So setzte man gegen die nun veralternde anglo-amerikanische Wissenschaftssprache das europäische Prinzip der Sprachvielfalt. Das Fremdsprachenlernen rückte ins Zentrum jeder wissenschaftlichen Ausbildung, sobald klar wurde, dass jeder Sprache eine ihr eigene Methode der Erkenntnis gleichsam eingebaut ist und Sprachenpluralismus Erkenntnisfülle bedeutet. Die traditionell höhere Fremdsprachenkompetenz der Frauen wirkte sich in dieser Entwicklung zuerst als weitere Empfehlung für weibliche Wissenschaftler aus. Doch nachdem die Kernbedeutung der Spra-

chen für die Wissenschaften einmal klar erkannt war, zeigte sich, dass männliche Lerner (wie man sie damals noch nannte) ebenso erfolgreich wie Frauen sein konnten, wenn sie die Aufgabe nur ernst genug nahmen.

Ich habe in meinem Überblick über die Veränderungen des Universitätslebens im Verlauf des 21. Jahrhunderts für das frühe Jahrhundert Begriffe wie 'Leitungsgremien', 'Führungspositionen', 'Stellenhierarchie' verwendet, die um 2100 kaum jemand mehr kennt. Die historische Situation um 2000 lässt sich jedoch nur mit solchen obsolet gewordenen Wörtern umschreiben. Es gab an den deutschen und nicht zuletzt an den bayrischen Universitäten eine strenge Rangordnung mit Institutsdirektoren und Lehrstuhlinhabern an der Spitze; dann ging es, jeweils durch Gehaltsgruppe, Möbel- und Menschnausstattungen und Mitspracherechte definiert, eine Reihe von Stufen hinunter bis zu Hilfskräften und Sekretärinnen. Als Patriarchat oder Patronage konnte das System historisch verstanden werden; im einzelnen wurde es in einem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt anwachsenden Regelwerk des Hochschul-Lehrergesetzes in seinen Aufstiegs-, Beförderungs- und Ausschlussbedingungen gestaltet.

Dass eine frauenbestimmte Universität mit diesem Byzantinismus Schluss machen würde, war wohl schon denjenigen klar, die kurz vor 1990 im Hochschulgesetz die Aufgaben der Frauenbeauftragten entwarfen. Auf jeden Fall finden wir hier zum ersten Mal in der Universitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts das ständische Prinzip völlig ignoriert. Weder war der akademische Rang dieser Beauftragten festgelegt, noch blieb ihre Repräsentationsfunktion auf ihren eigenen Rang beschränkt; vielmehr wurde angenommen, dass sich die Frauenbeauftragte selbstverständlich und selbstlos für alle weiblichen Mitglieder der Univer-

sität, von der Studentin zur Lehrstuhlinhaberin (so es sie gab), einsetzen würde. Das grundsätzlich andere Konzept von akademischer Gemeinschaft, dass solchem Erwartungsmuster zugrunde liegt, hat sich im 21. Jahrhundert allmählich durchgesetzt. Es bestimmt das derzeit gültige Bayerische Hochschulgesetz und vor allem auch die nicht gesetzlich festlegbaren, realen Umgangsformen. Die Zielvorstellung einer egalitären Wissenschaftspflege war in den früheren Jahrhunderten, als die Frauen in den Universitäten noch nichts zu sagen hatten, immer wieder in weiblich verfassten Universitätsutopien artikuliert worden; nun konnte sie weitgehend realisiert werden. Wichtige Schützenhilfe bekamen die Frauen durch Männlichkeitsforscher in den USA, in England und in Deutschland (wie James Sosnowski, Ben Knights und Walter Erhart), die schon um 2000 herbe Kritik übten am aggressiven und kompetitiven Stil und am Machtgebaren des typischen Hochschullehrers.

Wie die Universitätsleitungen, so sind im Jahr 2103, hundert Jahre nachdem die Frauen allmählich die Chance bekamen, die Universität mitzugestalten, auch Institute und Forschungseinheiten soweit wie möglich kollegial organisiert. Die Orientierung der Forschung wird nicht bestimmt von Anciennität oder Status, nicht durch psychische Ellbogenkraft, sondern durch Überzeugungskraft der Gedanken. Es geht um die guten Ideen, das innovative Potential einer Versuchsanordnung, die Bedeutung einer Fragestellung, den konsequenten Weg, wie eine als relevant erkannte Frage bis zu einer Antwort gebracht werden kann. Dabei sieht es die ältere Generation der Forscherinnen und Forscher als eine ihrer vorrangigen Aufgaben an, die jüngere Generation – die ja zumeist die neuen Fragen und die alternativen Problemlösungen einbringt – nach Kräften zu fördern. (Insbesondere

das schon damals angezweifelte Verfahren der sogenannten Witwenverbrennung ist undenkbar geworden.) Damals nannte man den Professor, der einen jungen Mann, manchmal auch eine Frau im Anfangsstadium der wissenschaftlichen Arbeit betreute, mehr oder weniger ernsthaft den Doktor- bzw. Habilitationsvater'; 2103 wird die ältere Generation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hingegen manchmal scherzhaft als Matres bezeichnet. Das ödipale Paradigma des Verdrängungskampfs zwischen Vater und Sohn, das Konkurrenzdenken, die Hackordnung ist abgelöst worden durch eine gemeinsame quasmütterliche Verantwortung für den wissenschaftlichen Nachwuchs. In dieser Haltung wird jeder Beitrag, ob er von einer Anfängerin in ihrem ersten Forschungsjahr oder von einer bereits bewährten Forschungskraft kommt, von den Älteren und qualifizierten Jüngeren vorbehaltlos auf seine Qualität hin überprüft. Dass die Einheiten, in denen solche Teamarbeit verwirklicht werden kann, relativ klein gehalten werden müssen, hat sich in der Entwicklungsphase bald herausgestellt: Grobeinrichtungen wie Departments und SEBs mussten in vielen Fällen zurückgebaut werden.

Verehrte Festversammlung: die kurze Zeitreise ist um – wir sind (pünktlich zum Empfang im Kaisersaal) wieder im Jahr 2003 zurück. Es ist zu hoffen dass, wenn in 100 Jahren eine Festrede zum 200. Jubiläum des Frauenstudiums in Bayern auf die heutige, in Wissenschaftskonzept und Organisationsform männlich bestimmte Universität zurückblickt, sie deren problematische Seiten gnädig übersieht oder mit feinem Humor vergoldet. Und dass vor allem die Verdienste derjenigen Politiker und Politikerinnen, Universitätsleitungen, Hochschulräte und – last but not least – Frauenbeauftragten ins Zentrum gestellt werden, die den Weg für die andere Universität von 2103 bereitet ha-





# KÖNNEN MÄNNER BESSER DENKEN ALS FRAUEN?

Hildegard Macha über Gender Studien und Gender Mainstreaming allgemein und an der Universität Augsburg

Sind Mädchen anders als Jungen? Können Männer besser denken als Frauen? Ist für die Unterschiede zwischen den Geschlechtern die „Natur“ verantwortlich oder die Gesellschaft? Warum sind und waren Frauen an Universitäten in Bayern erst vor 100 Jahren zugelassen und warum haben sie bis heute keine größere Repräsentanz erreicht? Diese und andere Fragen werden in diesem Heft anhand verschiedener Diskussionen um die geschlechtsspezifische Erziehung und anhand von Biographien von Frauen beantwortet. Es werden auch Ausblicke auf aktuelle Forschungsprojekte der Genderforschung an der Universität Augsburg und auf mögliche Förderinstrumente gegeben wie zum Beispiel das Gender Mainstreaming Programm. Gender ist ein wichtiges Forschungsthema an der Universität und zum Beispiel an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät ein wichtiger Forschungsschwerpunkt.

## Unterschiedliche Identitätsentwürfe

Zunächst zum Begriff der geschlechtsspezifischen Erziehung oder Bildung als dem genuinen Thema der Gender-Studien: Hiermit wird ausgedrückt, dass Mädchen heute und in der Vergangenheit anders erzogen werden und andere Chancen erhalten als Jun-

gen und dass aus der Sozialisation geschlechterdifferente Verhaltensweisen folgen und unterschiedliche Identitätsentwürfe konstruiert werden. Dabei hat sich jedoch schon eine gesellschaftliche Wandlung vollzogen. Während noch vor 30 Jahren Mädchen deutlich schlechtere Bildungschancen hatten, haben heute die Mädchen die Jungen in Bezug auf schulische Leistungen und Bildungsabschlüsse überholt. Zum ersten Mal in der Geschichte haben wir 1998 mehr weibliche Studienanfängerinnen als männliche! Prozentual haben im Durchschnitt der deutschen Bevölkerung etwas mehr Mädchen als Jungen ein Abitur als Schulabschluss und entsprechend haben etwas mehr Jungen den Hauptschulabschluss oder aber keinen Schulabschluss.<sup>1)</sup>

## In hohen Statuspositionen unterrepräsentiert

Aber daraus folgen heute noch keine entsprechenden Chancen auf dem Arbeitsmarkt. In hohen Statuspositionen sind Frauen nach wie vor unterrepräsentiert, sie stellen z. B. nur 9,6 % der Professorinnen an Universitäten,<sup>2)</sup> und auch nur 2,4 % der Führungspositionen in Unternehmen. In Bayern gibt es sogar nur 7,5 % Professorinnen an Hochschulen. Hier nimmt Augsburg mit 9 % einen relativ guten Platz ein.

## Orientierung an vorgelebten Modellen

Diese Benachteiligungen von Frauen in der Gesellschaft sind noch Ausdruck einer gesetzlichen und politischen Schlechterstellung von Mädchen und Frauen, die viele Jahrhunderte lang angehalten hat und erst durch die Frauenbewegungen langsam abgebaut werden konnte. In der Erziehung haben wir zum Teil noch mit ihren Auswirkungen zu kämpfen, aber wir finden heute schon eine große Bandbreite von Erziehungsstilen vor: Einerseits werden Mädchen heute von vielen Eltern als gleichberechtigt angesehen und auch gleich gut gefördert, andererseits gibt es noch traditionelle Erziehungsstile, die Mädchen deutlich benachteiligen. Allgemein gilt: Von den Erziehungszielen der Eltern her besteht heute oft der Wunsch, beide Geschlechter gleichzustellen, aber die Modelle, die die Eltern vorleben, entsprechen dem oft noch nicht. Der Vater putzt zwar das Auto, aber die Mutter ist weiterhin für den Haushalt zuständig und ebenfalls für alle Fragen der Kinderversorgung wie Arztbesuche, Pflege bei Krankheiten und so weiter. Die Kinder orientieren sich aber in ihrem eigenen Verhalten nicht an den Zielen der Eltern, sondern an dem tatsächlich vorgelebten Modell. Wenn Jungen ihren Vater

spülen und kochen sehen, dann ist das für sie ein „normales“ männliches Verhalten. Wenn Vater nur bei der Hausarbeit „hilft“, indem er Samstags den Mülleimer leert, lernen Kinder beiderlei Geschlechts, dass Hausarbeit Frauenaufgabe ist. Die Zeiten, die Eltern täglich mit ihren Kindern verbringen, sind ebenfalls deutlich unterschiedlich.

Insofern klaffen heute Anspruch und Wirklichkeit in der geschlechtsspezifischen Erziehung zum Teil auseinander. Das Postulat der Gleichheit ist zwar in Bezug auf Recht, Bildung und Ausbildung längst erreicht, aber die Mädchen und Frauen haben immer noch schlechtere Chancen im Arbeitsleben, eine ihren Fähigkeiten entsprechende hohe Position zu erreichen.

## Bilder, die überfordern und unter Druck setzen

Daran wirken auch die Bilder mit, die in der Gesellschaft und in den Medien über Frauen transportiert werden. Dort wird an dem Schönheits- und Schlankheitsideal festgehalten, das Frauen zusätzlich erreichen sollen. Die Forderungen nach beruflichem Erfolg, der Vereinbarkeit mit der Mutterrolle und der Erfüllung äußerer Normen stellen aber zusammen eine Überforderung dar, die Mädchen

und Frauen erheblich unter Druck setzen kann.

## Erziehung zum „starken Mann“ kostet ihn 7 Jahre

In der Wissenschaft sprechen wir heute von unterschiedlichen Lebensrisiken und Belastungen der Geschlechter, die durch ein asymmetrisches Geschlechtersystem bedingt sind.<sup>3)</sup> Das bedeutet, dass Jungen und Männer immer noch gesellschaftlich höher bewertet werden, und darin drückt sich die „Asymmetrie“, das heißt die unterschiedliche Bedeutung der Geschlechter aus. Jungen und Männer tragen tendenziell durch die Erziehung zum „starken Mann“ ein deutliches Gesundheitsrisiko. Das liegt daran, dass Jungen durch Sanktionen schon früh in der Erziehung lernen, auf „weiche“ Gefühle wie Angst, Trauer oder Freude weniger zu achten als auf Ärger und Aggression. Sie beachten dann später auch weniger die Symptome des Körpers wie Müdigkeit und Anspannung und gönnen sich kaum Entspannung, sind auch schon ab dem Jugendalter gesundheitlich viel schlechter versorgt als Mädchen und Frauen (Hurrelmann/Kolip 2003). Das führt dazu, dass Männer häufiger an schweren Krankheiten leiden und ein um ca. sieben Jahre früheres Durchschnittsalter aufweisen.

## Leistungsschwächere Fahrräder für Mädchen

Mädchen hingegen lernen, alle „weichen“ Gefühle wie Angst, Trauer, Freude oder Zuneigung stärker zu beachten und auszudrücken als Ärger und Aggression. Sie bemerken deshalb stärker ihre körperliche Befindlichkeit und sorgen auch besser für sich und für die Gesundheit. Jungen werden schon früh dazu angehalten, außer Haus in größeren Gruppen zu spielen, Mädchen werden stärker im und am Haus gehalten und spielen eher in kleinen und emotional eng gebundenen Gruppen. Mädchen werden auch in ihrer räumlichen Bewegungsfreiheit und in Bezug auf technische Kenntnisse und Fertigkeiten weniger gefördert als Jungen. Z. B. haben sie weniger technisches Spielzeug wie teure leistungsfähige Fahrräder oder Computer. Dafür werden Mädchen sprachlich besser gefördert, wodurch sie insgesamt kommunikativer werden. Zur Benachteiligung führt jedoch die Tatsache, dass Eltern zum Teil unbegründet den Mädchen mehr Angst vermitteln. Im weiteren trägt die Entwicklung der Geschlechter zu etwas unterschiedlichen Verhaltensweisen bei. Jungen lernen stärker, sich durchzusetzen und sich beruflich hohe Ziele zu setzen, Mädchen hingegen werden eher weniger







ermutigt, sich hohe berufliche Ziele setzen und eine Karriere anstreben. Die „doppelte Sozialisation“ der Mädchen für Familie und Beruf überfordert sie oft. Aber auch die Tätigkeit der Hausfrau und Mutter ist heute gesellschaftlich nicht mehr so fraglos anerkannt wie früher, denn der Druck auf Frauen, sich beruflich zu engagieren, wächst. Die Vereinbarkeit wird für Frauen deshalb immer mehr zum Problem.<sup>4)</sup> Das Stereotyp, das in den Medien transportiert wird, verlangt von Frauen die Balance von Familie mit Kindern und zusätzlich beruflichen Erfolg. Und dazu wird doch vorausgesetzt, dass Frauen stets gepflegt, schlank und schön erscheinen. Dies ist ein Konglomerat an Erwartungen, dem sich viele Frauen heute verweigern und deshalb bewusst auf Kinder verzichten. Die „Work-Life-Balance“ wird immer schwieriger.

Auch in Schulen werden Mädchen zum Teil benachteiligt, indem Lehrer und auch Lehrerinnen ihnen weniger Leistung zutrauen. Ihr Selbstbewusstsein nimmt dadurch im Laufe der Schulzeit ab.<sup>5)</sup>

Wenn das Lebensrisiko der Männer die schlechtere Sorge um sich selbst und Krankheit ist, so ist das Lebensrisiko der Mädchen das geringere Selbstbewusstsein, die Doppelbelastung in Familie und Beruf und der Verzicht auf hohe berufliche Ziele und der Erwerb von angemessenen Strategien der Zielerreichung. Die Stärken der Frauen liegen in ihrer Flexibilität

für divergierende Anforderungen, ihrer Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit und größerer sozialer Kompetenz bei gleicher Intelligenz.<sup>6)</sup> Die Stärken der Männer liegen in der Zielstrebigkeit der Karriere, der Rationalität der Karriereplanung und der Wettbewerbsfähigkeit.

#### Gleichheit in der Differenz

Dabei muss betont werden, dass man heute die These nicht mehr aufrechterhalten kann, dass Frauen und Männer „von Natur aus“ unterschiedlich seien, das heißt durch die genetische Ausstattung der Geschlechter Unterschiede in den Fähigkeiten und Verhaltensweisen bewirkt würden. Solche Unterschiede, zum Beispiel in der Intelligenz, konnten wissenschaftlich nicht belegt werden. Durch die Bedingungen in Sozialisation und Bildung werden jedoch individuelle unterschiedliche Identitätskonstruktionen möglich, die auch auf gesellschaftlichen Lebens- und Berufsmustern basieren. Insofern spricht man von der „Gleichheit in der Differenz“, das heißt, die Geschlechter sind einander in den Fähigkeiten gleich und innerhalb eines Geschlechts gibt es mehr Unterschiede in den Fähigkeiten und Verhaltensweisen als zwischen den Geschlechtern.<sup>7)</sup> Hinzu kommen noch kulturelle Unterschiede. In der multikulturellen Gesellschaft finden die Angehörigen der Migrantinnen auch unterschiedliche Chancen und Normen in der Erziehung vor. Türkische Mädchen zum Beispiel haben

zum Teil sehr wenig Freiräume und werden von den männlichen Mitgliedern der Familien kontrolliert. Sie haben oft wenig Chancen, am gesellschaftlichen Leben und seinen Möglichkeiten zu partizipieren.

#### Die Eltern sind das entscheidende Modell

Die Asymmetrie der Geschlechter muss jedoch nicht aufrechterhalten werden. Heute gibt es schon Beispiele für Mädchen und Jungen, die egalitär, das heißt gleichberechtigt, erzogen werden und die dadurch gleich selbstbewusst und zielstrebig ihre selbst definierten Ziele erreichen. Wenn Mädchen in ihren Interessen gefördert werden und ebenso in ihrer Eigenart anerkannt sind wie Jungen, so können sie auch angemessen zu ihren Fähigkeiten ihr Leben gestalten. Dazu gehört die Unterstützung in der Erziehung und auch, Mut zu machen für eigene Pläne, statt Mädchen mit Angst in ihren Vorhaben zu bremsen. Jungen hingegen brauchen Unterstützung für ihre „weichen“ Gefühle, das heißt Hilfe, wenn sie Angst haben und unsicher sind und auf der anderen Seite eine deutliche Sanktionierung von Aggression. Dann werden sich die jetzt noch bestehenden Risiken mildern lassen. Nach Aussage neuerer Untersuchungen<sup>8)</sup> haben die Eltern den größten Einfluss auf die Geschlechterbilder, die Mädchen und Jungen erwerben, denn sie sind das erste und intensivste Modell dafür. Später kön-

nen auch andere Modelle nachgeahmt werden, aber die ersten Einflüsse sind oft sehr wichtig.

#### Gender Mainstreaming-Programm

Zur Überwindung der geringen Professorinnenzahlen hat die Frauenbeauftragte der Universität Augsburg ein Gender Mainstreaming-Programm gestartet, an dem sich die gesamte Universität beteiligt und das von der Universitätsleitung unterstützt wird. Gender Mainstreaming bedeutet, dass ein Prozess der Geschlechtergerechtigkeit in Gang kommt, der alle Ebenen der Universität in ihren Entscheidungen erfasst und bestimmte Steuerungselemente enthält. Bisher haben die Frauenbeauftragten der Hochschulen „von unten“ als „Bottom-up-Strategie“ mit den betroffenen Frauen eine Diskussion um verbesserte Bedingungen für Frauen aller Statusgruppen an Hochschulen geführt und Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der Frauen durchgeführt. Nunmehr kommt zu diesen weiterhin gültigen Maßnahmen eine neue politische Strategie hinzu, die schon 2001 in dem „Konzept zur Frauenförderung der Universität Augsburg“ verabschiedet wurde und die nunmehr verstärkt umgesetzt wird: Als „Top-Down-Strategie“ unter Beteiligung der Leitung von Organisationen werden Informationen über Geschlechtergerechtigkeit und ein Katalog von Maßnahmen anhand von Zielvereinbarungen mit Abteilungen und Fakultäten

vereinbart. Die Entscheidungsträger der Universität werden so in einem „Gender Training“ darin geschult, Zielvereinbarungen mit Fakultäten zu treffen und mit Controlling und Evaluation wird die Wirkung wissenschaftlich begleitet.

#### Maßnahmenkatalog

Der Katalog von Maßnahmen, die an der Universität Augsburg vom Wintersemester 2003/04 an durchgeführt werden, sind folgende:

1. Entwicklung, Durchführung und Evaluierung eines Mentoring-Programms zur Gewinnung und Unterstützung von Frauen, die eine Hochschulkarriere an der Universität Augsburg planen
2. Trainingsseminare für Frauen, die an einem Berufungsverfahren teilnehmen und/oder sich auf eine Juniorprofessur vorbereiten
3. Schaffung eines neuen ökonomischen Anreizsystems zur Erhöhung des Frauenanteils beim wissenschaftlichen Nachwuchs in allen Fakultäten.
4. Entwicklung und Initiierung eines Konzepts für flexible Kinderbetreuungsangebote für Universitätsangehörige
5. Durchführung eines Gender-Training mit der Universitätsleitung durchgeführt (zur Sensibilisierung für Geschlechterfragen)
6. Projektbegleitung durch Grundlagenforschung (Evaluation). Diese Maßnahmen werden zu gegebener Zeit mit betroffenen Wissenschaftlerinnen und Frauen anderer Statusgruppen geplant und durchgeführt.

**ANMERKUNGEN**

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Statistisches Bundesamt 2000, Heinbokel 2002, S. 203.  
<sup>2)</sup> Statistisches Bundesamt 2000.  
<sup>3)</sup> Macha, Hildegard 2004  
<sup>4)</sup> Hochschild, Arlie Russell 2002, S. 51.  
<sup>5)</sup> Kaiser, Astrid 2003.  
<sup>6)</sup> Macha, Hildegard und Forschungsgruppe 2000.  
<sup>7)</sup> Tillman, Jürgen  
<sup>8)</sup> Shell-Studien 2000 und 2002

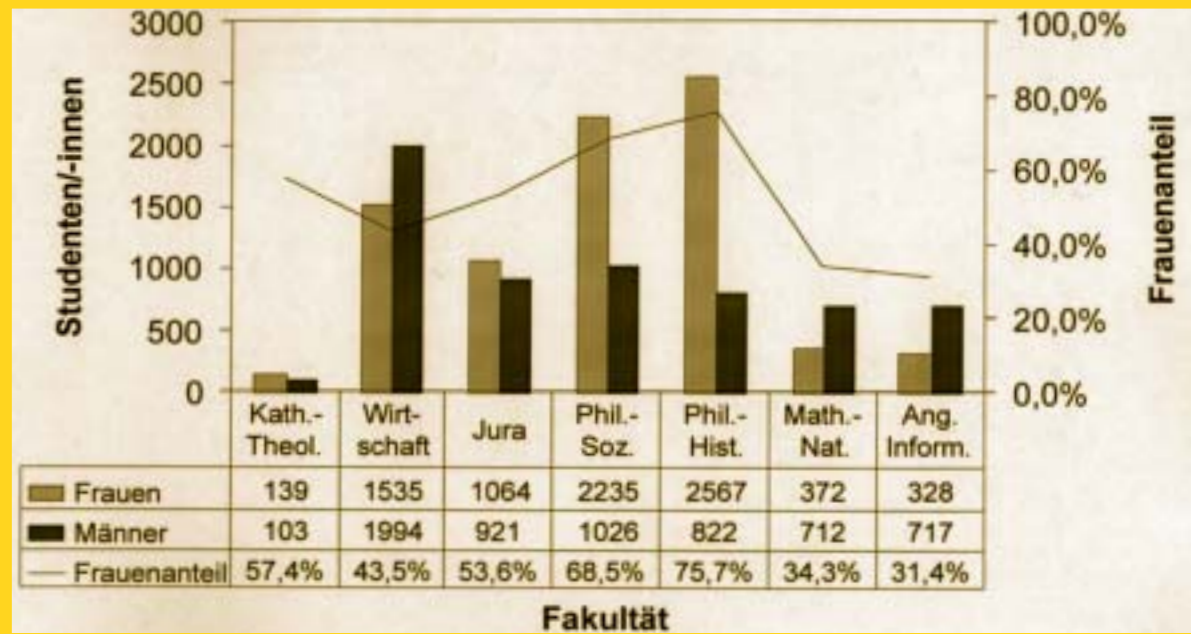
**LITERATUR**

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 2001: Leben und Arbeiten in Deutschland. Ergebnisse des Mikrozensus. Wiesbaden. • Heinbokel, Annette 2003: Die Zeiten haben sich geändert – aber noch nicht genug. Zur Situation hochbegabter Mädchen. In: Breitenbach, Eva (Hrsg.): Geschlechterforschung als Kritik: zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White. Bielefeld. • Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra 2002: Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich. Bern, Göttingen, Toronto. • Hochschild, Nancy 2002: Keine Zeit. Wenn die Firma zum zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen. • Kaiser, Astrid 2003: Geschlechtergerechte Grundschule. Opladen. • Macha, Hildegard und Forschungsgruppe 2000: Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden, was sie sind. Frankfurt/M. • Macha, Hildegard 2004: Rekrutierung weiblicher Eliten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Zeitschrift Das Parlament, 1/2004. • Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt/M. • Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000. Opladen • Tillmann, Klaus-Jürgen 1997: Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung, Reinbek bei Hamburg.

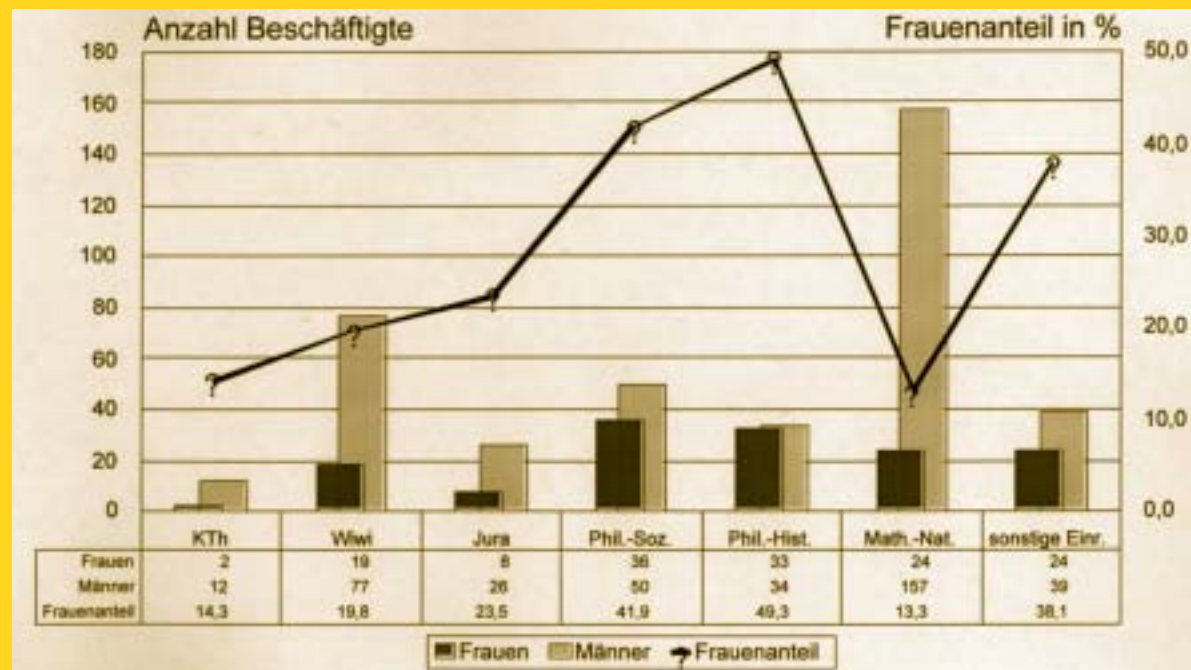




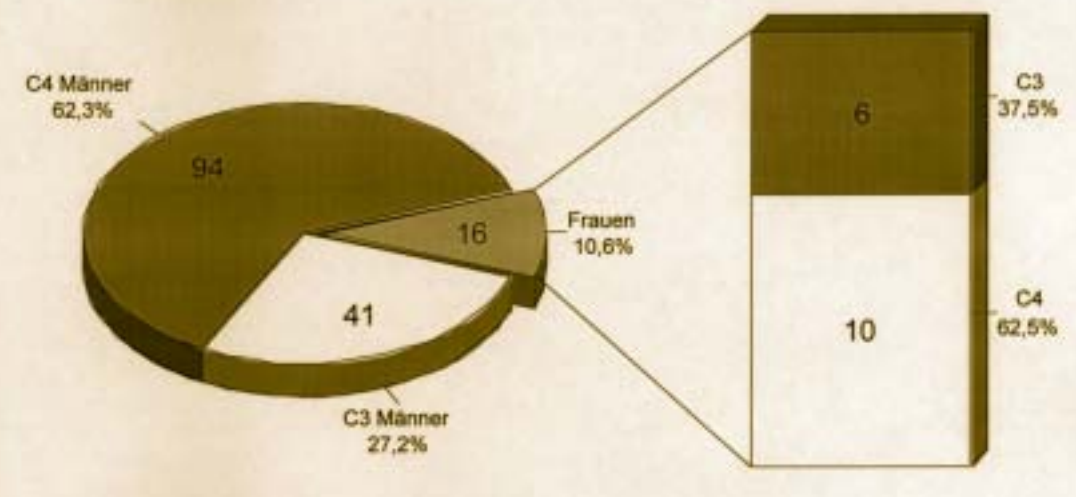
# FRAUEN AN DER UNIVERSITÄT AUGSBURG



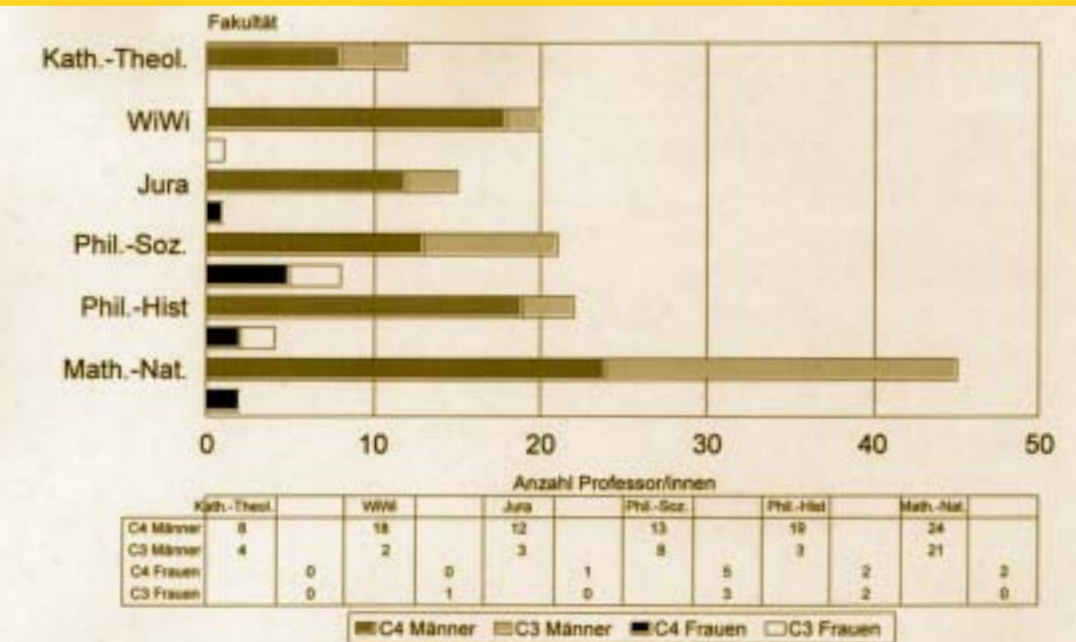
Studenten und Studentinnen und Frauenanteil nach Fakultäten, Universität Augsburg, Wintersemester 2003/2004 (Quelle: Studentenkanzlei Universität Augsburg)



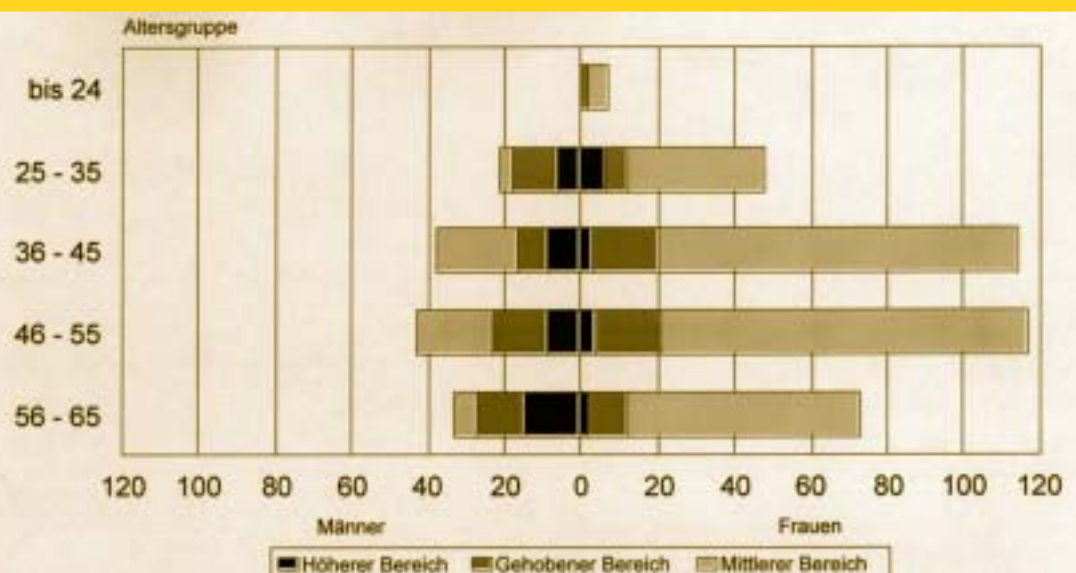
Wissenschaftliche Beschäftigte und Frauenanteil nach Fakultäten, Universität Augsburg, 01.08.2003 (Quelle: Universität Augsburg)



Professorinnen und Professoren nach Besoldungsstufe, Universität Augsburg, Stand 01.08.2003 (Quelle: Universität Augsburg)



Anzahl der Professorinnen und Professoren, 01.08.2003 (Quelle: Universität Augsburg)



Wissenschaftsstützendes Personal nach Dienstverhältnis, Alter und Geschlecht, Stand 01.08.2003

# IM SPIEGEL DER ZAHLEN

# ARCHÄOLOGISCHES FUNDSTÜCK ZUM THEMA FRAUEN(GLEICHSTELLUNG) AN DER HOCHSCHULE

Beim großen Frühjahrsputz in einem Angestelltenbüro wurden einige verstaubte, vergilbte Blätter entdeckt, die sich im hintersten Winkel einer Schreibtisch-Schublade verklemmt hatten. Sie enthalten ein merkwürdiges Poem, das, scheint's, von einer Soziologin stammt - was wohl aus ihr geworden sein mag? (Anmerkung des Finders: Wohl nichts Gescheites, wenn sie ihre Zeit mit Dichten verplemperte, anstatt papers, papers und nochmals papers zu produzieren!)

Da sich inzwischen, was die Beschäftigungssituation von Frauen angeht, die Verhältnisse an der Universität entscheidend geändert - sprich: verbessert - haben, kann das Dokument heute nur mehr von historischem Wert sein. Vor meinem geistigen Auge sehe ich, wie junge Nachwuchswissenschaftlerinnen und ihre Doktormütter bei der Lektüre des Gedichts ungläubig den Kopf schütteln über die Widrigkeiten, mit denen sich die Protagonistin in jener grauen Vorzeit konfrontiert sah ... gez. U. Topien

PALLAS ATHENE - FURIOSA

Von Stephanie Handschuh-Heiß  
(Februar 1990)

An der Alma Mater Tor  
klopft es, und es steht davor  
eine Frau. Mann staunt nicht schlecht,  
Einlaß will sie - so ist's recht!  
Kritisch mustert sie der Meister,  
Galanterie und Charme beweist er:  
„Appetitlich seh'n Sie aus -  
fürwahr, fürwahr, ein Augenschmaus!“  
Geraume Zeit er lasset nun  
die Augen auf der Schönen ruh'n.  
Da hebt sie an: „Hab' lang studiert,  
bin jetzt erfolgreich diplomiert.  
Nun will ich forschen, denken, lehren  
und auch mein Wissen noch vermehren.“

Der Meister Witz hat und Humor,  
drum beugt er sich vertraulich vor:  
„Na so was, denken tun Sie auch?  
Regiert bei Frauen nicht der Bauch?  
Nun ja, dann lassen Sie mal hören,  
ich muß das gründlich eruiieren:  
Sind Sie ein wirklich guter Kenner  
uns'rer großen Denker-Männer?  
Hegel, Marx, Marcuse, Kant,  
ist Ihnen deren Werk bekannt?  
Und wie steht's mit Weber, Schütz,  
Scheler, Simmel, Zitzewitsch ...  
äh, Gumprowicz,  
Habermas, Durkheims Emile?  
Ach, der Namen sind so viel!  
Gesellschaft, Wandel und Prognose

und all' die theoret'sche Chose,  
Struktur, Funktion, System und Tat,  
haben Sie das auch parat?“

Die Frau holt Luft und ist bereit -  
doch aber ach! Sie kommt nicht weit.  
Er unterbricht: „Es ist genug!  
Ich gebe zu, Sie sind recht klug,  
das hübsche Köpfchen - mächtig helle!  
Ich gratuliere: Eine Stelle  
ist wert mir Frauen-Mitarbeit.  
Der Alma Mater Herz ist weit!“

Da zögert sie. - „Was ist denn noch?  
So seien Sie mir dankbar doch!“  
„Eines muß ich noch gesteh'n,  
im rechten Licht soll'n Sie mich seh'n,  
drum gehe ich - Pardon - aufs Ganze:  
bin eine gräßliche Emanze!  
Ich bin nicht freundlich, lieb und nett,  
ich lächle nicht, bin nicht kokett,  
verhalte mich nicht moderat,  
das Rollenspiel hab' ich längst satt!  
Trag' im Herzen große Wut  
auf die mächt'ge Männerbrut,  
doch im Kopfe bleib' ich kühl,  
denn ich hab' ein klares Ziel:

Macht und Einfluß, gleiche Rechte,  
das und noch viel mehr ich möchte,  
die Hälfte aller Herrensitze,  
bis hinauf zur höchsten Spitze!  
An den Strukturen will ich dreh'n,  
daß Frauen nicht mehr untergeh'n  
in des Mannes Institution  
wo Einsatz nur dem Mann bringt Lohn.  
Es int'ressiert mich außerdem,

wie Männer-Denker Frauen seh'n:  
entlarve die Misogynie  
versteckt im Kleid der Theorie.  
Dann lese ich, was kluge Frauen  
an Denkgebäuden neu aufbauen,  
und schließe mich der Forschung an,  
die Frauen gilt und nicht dem Mann.  
Es macht das Wissen, das entsteht,  
manch' Mannsgedanken obsolet,  
hilft auf den Weg den vielen Frauen,  
die die Wahrheit wollen schauen,  
denn das ist Ziel der Wissenschaft,  
daß Erkenntnis sie und Klarheit schafft.“

Die Frau, sie schweigt, läßt selber nun  
die Augen auf dem Manne ruh'n.

Der Meister ist längst starr und bleich,  
er zittert, und die Knie sind weich,  
hätt' er doch um ein Haar, oh Graus,  
in den Pelz gesetzt sich eine Laus!  
Vor sich hat er ein Exemplar  
von Feministin! - Gottlob, rar  
sind diese wilden Weibspersonen,  
die Männergnad' mit Undank lohnen.  
Und überhaupt, wenn er's bedenkt,  
die Schönheit, die ihn abgelenkt,  
die ist bei weitem nicht so toll,  
bemerkt er plötzlich kummervoll.  
Ist er nicht stechend, dieser Blick,  
und sind die Beine nicht zu dick?  
Die Schultern, die sind auch zu breit,  
der Mund, er öffnet sich zu weit!  
Jetzt, wo er blickt genauer hin,  
sieht er die Warze auf dem Kinn,  
das Stigma - ja, er kennt es gut ...  
Mein lieber Mann, sei auf der Hut!

# FRAUEN AN DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Ihre Situation. Wie Sie die Universität Augsburg sehen.  
Warum sie hier studieren bzw. arbeiten. Und was sie sich wünschen.

## Z. B. GABRIELE HÖFNER

Wissenschaftliche Angestellte

Ich bin geborene Augsburgerin und habe hier zwischen 1984 und 1989 ein Studium der Diplom-Wirtschaftsmathematik absolviert. Von 1990 bis 1996 war ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Mathematik der Universität Augsburg tätig und habe dort promoviert. Seit Juni 1996 bin ich Leiterin der Kontaktstelle für Wissens- und Technologietransfer im Zentrum für Weiterbildung und Wissenstransfer (ZWW) der Universität Augsburg.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg wahrscheinlich auch nicht viel anders als aus Männersicht.

Ich arbeite hier, weil ich im Schnittpunkt von Universität und Praxis viele interessante Dinge aus Forschung und deren Anwendung draußen in der Wirtschaft mitbekomme.

Ich würde mir wünschen, dass innovative Ideen schnellere Umsetzung und bessere Anerkennung in der Universität finden.



## Z. B. JULIA HÜTHER

Studentin

Ich bin 1968 in Augsburg geboren und habe nach zwei recht erfolgreichen Studienjahren (Amerikanistik, Hispanistik) eine Ausbildung als Reiseverkehrskauffrau begonnen. Nach Abschluss der Lehre war ich ca. vier Jahre in einer Kinowerbefirma als Sachbearbeiterin, schließlich als Produktionsleiterin tätig. Dann habe ich mich dazu entschlossen, nochmals ein Studium (Medienpädagogik, Soziologie, Psychologie) zu beginnen. Da der Medienpädagogik-Studiengang allerdings durch eine ständige Fluktuation der LehrstuhlinhaberInnen meines Erachtens unzumutbar wurde, habe ich zu Diplompädagogik gewechselt. Im März 1998 habe ich einen Sohn bekommen und mich vom Studium zwei Semester beurlauben lassen. Inzwischen habe ich meine Diplomprüfungen absolviert und bin derzeit mit der Erstellung meiner Diplomarbeit beschäftigt. Da ich alleinerziehend und weder BAFöG- noch sozialhilfeberechtigt bin, übe ich „nebenher“ noch zwei Jobs aus.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg nicht sehr frauenfreundlich gestaltet (besonders im Winter bei Dunkelheit unübersichtliche, dunkle Wege zu den Uni- und Bibliothekseingängen). Außerdem fällt immer noch (wie aber wohl an jeder Universität) die quantitative Dominanz der männlichen Lehrstuhlinhaber und

Dozenten auf - sogar in solch 'klassisch weiblichen' Studiengängen wie Pädagogik!

Ich studiere hier, weil es für mich, angesichts meiner privaten Bedingungen, die praktikabelste Lösung ist, in Augsburg zu studieren (bezahlbare Wohnungen, bestehendes soziales Netzwerk).

Ich würde mir wünschen, dass die Studienmöglichkeiten mütterfreundlicher gestaltet wären. Hilfreich wären z. B. bessere Ausleihbedingungen für Bücher (die Wochenendausleihe ist zu kurz, meine Möglichkeiten, in der Bibliothek zu arbeiten, sind jedoch eingeschränkt), die Realisierung semivirtueller oder vollständig virtueller Seminare (flexible Zeiteinteilung), Angebote für Kinderbetreuung während der Seminare, finanzielle Hilfen für studierende Mütter (Stipendien), ein verbessertes internetgestütztes Informationsangebot (z. B. über geänderte Sprechstundenzeiten, Studienbedingungen, Seminare, Anmeldung zu Seminaren und Exkursionen).





## Z. B. JUTTA KIENBAUM

Oberassistentin

Ich bin 1962 in Gummersbach geboren. Nach meinem Psychologiestudium in Marburg arbeitete ich an der Universität Konstanz und promovierte dort im Jahr 1993. Während meiner Konstanzer Zeit hielt ich mich mehrfach zu Forschungszwecken an der Moskauer Lomonosov-Universität auf. 1993 und 1994 war ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Staatsinstitut für Frühpädagogik in München, bis ich 1995 als wissenschaftliche Assistentin an den Lehrstuhl für Psychologie der Universität Augsburg wechselte. Nach meiner Habilitation lehrte und forschte ich ab Oktober 2002 als Oberassistentin an der Universität Zürich und bin im September 2003 als Oberassistentin wieder an den Lehrstuhl für Psychologie der Universität Augsburg zurückgekehrt. Ich bin verheiratet und habe einen Sohn, der jetzt in die dritte Klasse geht.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg zumindest an der philosophisch-sozialwissenschaftlichen Fakultät ein Ort, der Mut macht. Es gibt vergleichsweise viele Professorinnen, die für Nachwuchswissenschaftlerinnen als Modell fungieren können. Ansonsten ist das Frauenbewusstsein unter den Studentinnen relativ gering ausgebildet: Die Mehrzahl redet von sich selbst als „Student“, und wenn bei einem englischen Text nicht klar ist, ob es sich um einen Autor oder eine Autorin handelt, wird selbstverständlich die männliche Form gewählt, obwohl das gerade in der Entwicklungspsychologie in der Regel falsch ist.

Ich arbeite hier, weil es in Bayern zum Glück noch OberassistentInnenstellen gibt und weil ich mich hier mit Themen beschäftigen kann, die ich interessant und wichtig finde.

Ich würde mir wünschen, dass die Universität Augsburg sich in Hinblick auf Familienorientierung profilieren würde. Das betrifft in erster Linie Möglichkeiten zur Kinderbetreuung für Frauen, die eine Universitätslaufbahn einschlagen wollen (der „Frechdachs“ ist eine Einrichtung, die nur StudentInnen offen steht). Es gilt aber auch für die Gewinnung von WissenschaftlerInnen, die mit Familie nach Augsburg ziehen würden und deren PartnerInnen dann eine neue Arbeitsstelle suchen. Die ETH Zürich bietet hier z. B. Beratung und Unterstützung an (siehe auch die Beschlüsse der Hochschulrektorenkonferenz zur familienfreundlichen Gestaltung der Hochschule unter [www.hrk.de/beschluesse/3364.htm](http://www.hrk.de/beschluesse/3364.htm))



## Z. B. MEETA MANSUKHANI

Studentin

Ich bin Inderin und wohne seit drei Jahren in Deutschland. Geboren bin ich in Bombay, aufgewachsen in Ahmedabad, wo ich mein B.A.-Studium in English Literature und Linguistics absolviert habe. Ich bin viersprachig aufgewachsen und habe noch vier andere dazu gelernt. Ich liebe Sprachen und Kulturen und studiere deswegen Anglistik/Amerikanistik und Deutsche Philologie/Deutsch als Fremdsprache hier im Magister-Studiengang – und es macht wirklich Spaß!

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg eigentlich ganz gut gestaltet mit verschiedenen Vorträgen, Seminaren/Workshops, Gender Studies, GirlsDay-Projekten usw. Die Promotionsförderung für Frauen finde ich ausgezeichnet.

Ich studiere hier, weil ich mich für Literatur-/Sprachwissenschaft und Sprachforschungen interessiere und die Universität Augsburg eine der bekanntesten Universitäten für Anglistik/Amerikanistik in Deutschland ist.

Ich würde mir wünschen, dass die Gender-Seminare mehr bekannt gemacht würden. Viele Studentinnen wissen von diesen Projekten überhaupt nichts. Es wäre schön, wenn das noch etwas interessanter gestaltet würde.



## Z. B. GABI REINMANN-ROTHMEIER

Professorin

Geboren 1965 in Kulmbach, Psychologiestudium an der LMU München, 1993 Promotion, 2000 Habilitation, Auszeichnung mit dem Preis für gute Lehre des Freistaates Bayern, seit 2001 Professorin für Medienpädagogik an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg.

Private Lebenssituation: Seit Sommer 2001 getrennt lebend, seit Februar 2002 geschieden; habe einen heute 10-jährigen Sohn; lebe mit meinem Sohn und meinem neuen Lebenspartner in Wolfratshausen.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg wie jede andere Universität mit guten und schlechten Seiten.

Ich arbeite hier, weil das Fach Medienpädagogik und die chaotische Situation (nach wie vor über 500 Studierende auf einen Lehrenden ohne festen Mitarbeiter) so etwas wie eine Herausforderung ist ;-)

Ich würde mir wünschen, dass mehr Forschungsanträge durchgehen, dass die Universitätsleitung mehr Unterstützung bietet, wenn es innovative Ideen u. a. für die Lehre gibt, dass Studierende nicht nur fordern, sondern mit uns Lehrenden aktiv zusammenarbeiten, dass die Hochschulbürokratie eingedämmt wird und dass alles (Strukturen, Finanzierungen, Einstellungen etc.) etwas beweglicher wird.



## Z. B. KRISTINA REISS

Professorin

Ich habe in Heidelberg Mathematik und Physik studiert, beide Staatsexamina abgelegt und promoviert. Der Weg in die Didaktik begann anschließend mit einer Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe. Dabei hat mich von Anfang an das Denken von Kindern beim Lösen mathematischer Probleme fasziniert. Diesen Schwerpunkt habe ich in allen Hochschulen weiter verfolgt, in denen ich gearbeitet habe, nämlich in Stuttgart, Flensburg und Oldenburg. Im letzten Jahr bin ich auf den Lehrstuhl für Didaktik der Mathematik an der Universität Augsburg berufen worden. Mein Mann und ich wohnen in Augsburg, unsere beiden Töchter sind schon aus dem Haus, kommen aber gerne und oft zu Besuch.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg ein angenehmer Ort zum Forschen und Lehren.

Ich arbeite hier, weil die Universität Augsburg und das Institut für Mathematik mir sehr gute Arbeitsmöglichkeiten geboten haben und mir die Stadt Augsburg als Ort zum Leben gefällt.

Ich würde mir wünschen, dass Lehrende und Lernende mehr als bisher nach Perspektiven außerhalb ihres eigenen Fachs Ausschau halten, natürlich ohne dabei dieses Fach zu vernachlässigen.



## Z. B. ANDREA REITZLE

Bibliotheksbeamtin

Ich bin im Jahr 1958 in Illertissen geboren und studierte nach meiner Schulzeit an der Beamtenfachhochschule für Bibliothekswesen in München. Nach dem Diplom-Abschluss fand ich eine Anstellung an der Universitätsbibliothek Augsburg. Ich bin seit 1981 verheiratet und habe eine Tochter (geb. 1985) und einen Sohn (geb. 1987).

Da ich immer bestrebt war, Familie und Beruf zu verbinden, nahm ich nach der Geburt unserer Tochter nur ein halbes Jahr Mutterschaftsurlaub (wie es damals hieß), dann betreute mein Mann unser Kind, während ich weiterhin ganztags berufstätig war. Nach der Geburt unseres Sohnes nutzte mein Mann als einer der ersten Väter überhaupt die neu geschaffene Möglichkeit, als Vater Erziehungsurlaub zu nehmen. Um meinen Mann in seiner beruflichen Entwicklung nicht zu beeinträchtigen und meinen Anteil an der gemeinsamen Erziehungsarbeit zu leisten, ließ ich mich später für zwei Jahre ohne Bezüge beurlauben, um dann mit dem Eintritt unseres Sohnes in den Kindergarten wieder halbtags zu arbeiten. Später habe ich dann meine Arbeitszeit auf 30 Stunden pro Woche aufgestockt. Ich arbeite derzeit als Vertreterin des Leitenden Diplombibliothekars der Katalogabteilung für den Bereich Sachkatalog in der Schlagwortredaktion der Universitätsbibliothek Augsburg.

In meiner Freizeit war für mich ehrenamtliches Engagement immer selbstverständlich, mit dem Heranwachsen der Kinder in zunehmendem Maße. Zur Zeit bin ich Stellvertretende Vorsitzende des SPD-Ortsvereins Hochfeld,

## Z. B. HERLINDE SCHMID

Sekretärin

Mitglied im Vorstand der Augsburger SPD, Sprecherin des Augsburger SPD-Arbeitskreises Familie und Bildung, Bildungsbeauftragte der SPD im Regierungsbezirk Schwaben, Mitglied im Vorstand der Augsburger Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen. Außerdem engagiere ich mich im Vorstand der Bürgeraktion Hochfeld, die das Bürgerhaus Hochfeld, eine für diesen Stadtteil enorm wichtige soziale Einrichtung, verwaltet, und bin Ausschussmitglied des Ortsvereins Hochfeld der Arbeiterwohlfahrt.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg ganz in Ordnung, es gibt viele Frauen, die hier arbeiten, und sie werden durch engagierte Personalräte, Gleichstellungs- und Frauenbeauftragte vertreten.

Ich arbeite hier, weil ich einen Arbeitsplatz habe, der meinen Vorstellungen und Fähigkeiten entspricht, und weil ich diesen Arbeitsplatz in wenigen Minuten von zuhause erreichen kann.

Ich würde mir wünschen, dass ein größeres Zusammengehörigkeitsgefühl aller Abteilungen und Beschäftigten der Universität entsteht, z. B. finde ich es schade, dass die Beteiligung am Betriebsausflug und anderen universitären Veranstaltungen relativ gering ist.



Ich bin 1946 in Augsburg geboren und wuchs wohlbehütet auf. Meine paradiesische Welt änderte sich mit dem 12. Lebensjahr, als mein Vater plötzlich starb und dies mein Leben völlig umstellte. Eigentlich wollte ich an der Universität studieren: Ethnologie, Sprachen, Psychologie galt mein Interesse, aber das war aus finanziellen Gründen nicht machbar. Ich musste runter vom Gymnasium und eine Ausbildung zur Musikalienhändlerin machen. Nach verschiedenen weiteren beruflichen Stationen landete ich durch meine Heirat im Jahr 1971 auf einer Insel in Kroatien. Anfangs arbeitete ich in einem Hotel, eröffnete aber dann mit meinem Mann zusammen selbst eine Pension, wobei ich als Übersetzerin in Deutschland zusätzlich Geld für die Familie (5 Kinder!) verdienen musste. Nach meiner Scheidung lebte ich ab 1995 wieder in Augsburg. Mein jüngster Sohn, der 1991 geboren wurde, ist schwerst mehrfach behindert – dieses Ereignis krepelte mein Leben wieder um: Ich engagierte mich im caritativen Bereich und gründete eine Elterngruppe. Vor fünf Jahren dann erhielt ich die Anfrage, ob ich nicht als Sekretärin an der Universität Augsburg arbeiten könnte. Seitdem blühe ich an der Universität, zwar nicht als Studentin, aber wer weiß, sobald ich mehr Zeit habe (ab meinem 61. Lebensjahr), sitze ich bestimmt in der einen oder anderen Vorlesung und freue mich über diese späte Chance des Universitätslebens!

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg gut, obwohl es noch einiges in den Köpfen und real zu verbessern gibt. Es spiegelt sich aber auch hier nur der Stand der Gesellschaft im Allgemeinen.

Ich arbeite hier, weil ich diesen Arbeitsplatz „geschenkt“ bekam und er mir gut gefällt (auch ohne Aufstiegschancen)!

Ich würde mir wünschen, dass sich auch in etwas schwerfälligeren Großorganisationen ein gesundes Maß an Gemeinsinn zu aller Nutzen entwickelt und hält.



## Z. B. IRINA SCHUMACHER

Studentin

Ich bin in Duschanbe (Tadschikistan) als Tochter eines deutschstämmigen Vaters und einer russischen Mutter geboren und habe meine Kindheit dort verbracht. Mit dreizehn Jahren bin ich in der Zeit von Glasnost und Perestrojka mit meinen Eltern nach Deutschland gekommen. Heute bin ich 27 Jahre alt, verheiratet und habe einen vierjährigen Sohn. Ich studiere Diplom-Pädagogik an der Universität Augsburg. Zuvor habe ich eine Ausbildung als Erzieherin abgeschlossen und die fachgebundene Hochschulreife erlangt.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg ein Ort, der den Müttern die Möglichkeit für ein Studium bietet, dank der Studentischen Eltern-Kind-Initiative Frechdachs e.V.

Ich studiere hier, weil ich hier auf eine ideale Weise mein Studium und Familienglück miteinander vereinbaren kann.

Ich würde mir wünschen, dass die Vereinbarkeit von Familie und Studium erweitert wird; dazu gehören z. B. mehr Flexibilität in den Sprechstunden, wichtige Veranstaltungen an Vormittagen und nicht am Abend und ein weiterer Ausbau des Betreuungsangebots.



## Z. B. ISABELLE SÈCHER

Mitarbeiterin am WEC

Ich bin 24 Jahre alt, Französin, und arbeite nunmehr seit zwei Jahren an der Universität Augsburg, wo ich das europäische Büro einer amerikanischen Nicht-Regierungs-Organisation, das World Environment Center (WEC), verwalte. Diese Organisation fördert nachhaltige Produktionsweisen und soziale Verantwortung in internationalen Großkonzernen durch die Organisation von Workshops, die als Plattform für den Informationsaustausch zwischen Industrie, Regierungen und wissenschaftlichen Einrichtungen dienen. Das WEC hat 2001 ein Kooperationsabkommen mit dem Wissenschaftszentrum Umwelt (WZU) am Institut für Physik abgeschlossen. Es ist mein erste berufliche Tätigkeit. Davor habe ich meine Ausbildung



am Pariser Institut d'Etudes Politiques abgeschlossen, mit Schwerpunkt internationale Beziehungen und post-kommunistische Studien.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg für mich immer schon durch das Sportangebot überraschend gewesen. Fast ein Drittel des Angebots befasst sich mit eher typischen Frauen-Figur-Trainings (z. B. Bauch-Beine-Po, Tae-Bo, usw.). In meiner eigenen Universität war Sport Pflicht und wurde benotet. Das Angebot umfasste fast alle Mannschafts- und Individualsportarten. Es gab zwar einen Aerobic-Kurs, aber wenige Studentinnen wagten, sich so was auszusuchen, weil es als „Hausfrauen- oder Bimba(Girly)-mäÙig“ bewertet wird.

Ich arbeite hier, weil ich die Stadt Augsburg und ihre Umgebung sehr angenehm finde. Der Augsburger Bürger ist sehr verwöhnt; er genieÙt die Vorteile einer natur- und bergnahen Stadt, die ein zwar überschaubares aber gutes kulturelles Angebot hat. Als Studentin hätte mich aber die Universität Augsburg nicht begeistert, weil ich den Eindruck habe, dass sie nicht sehr lebendig ist. Erstens finden kaum bzw. fast nie politische, soziale oder kulturelle Debatten mit eingeladenen Rednern innerhalb der Universität statt. In dieser Hinsicht bietet die Universität kein Forum an, wo sich die Studenten ihre Meinung außerhalb der Vorlesungen bilden können. In meiner Heimatuniversität, die weniger Studenten als diese hatte, gab es ungefähr vierzig Studentenvereine, von denen fast täglich zahlreiche Veranstaltungen angeboten wurden, an denen meistens Politiker, aber auch



# DIE BEWEGTE SEKRETÄRIN

## ODER: GEDANKEN BZW. FRAGEN ZUM THEMA VON EINEM (DER REDAKTION BEKANNTEN) MITGLIED DER STATUSGRUPPE „WISSENSCHAFTSSTÜTZENDES PERSONAL“

angesehene Journalisten oder Filmregisseure teilgenommen haben. Dazu finde ich, dass die Universität Augsburg sehr ungünstig liegt. Es gibt kaum Cafés, geschweige denn Kinos oder andere Einrichtungen in der unmittelbaren Nähe, wo die Studenten die Zeit zwischen den Seminaren verbringen können. Jeder Student oder Mitarbeiter fährt nach Unterrichtsende oder nach dem Arbeitstag direkt nach Hause, weil es keinen Anreiz gibt, hier zu bleiben.

Ich würde mir wünschen, dass die Studenten aller Fakultäten sich mehr in sozialpolitischen und kulturellen Aktivitäten engagieren. Und dass das Essen in der Mensa und die Gestaltung der Mensaräumlichkeit anspruchsvoller wird! Diese Mensa erfüllt jetzt nur ihre minimale Pflicht: ernähren. Aber wer kann schon sagen, dass er/sie Spaß an der Mittagspause hat. Wer verbringt schon mehr Zeit, als die Essen- einnahme benötigt, in der Mensa, um beispielsweise eine angelegte Diskussion oder fachliche Diskussion mit Kollegen zu führen?

Fortsetzung S.42

Aus der Sicht einer (Lehrstuhl-) Sekretärin, die unter dem wohlklingenden Begriff „Wissenschaftsstützendes Personal“ läuft, kann ich wenig darüber aussagen, was 100 Jahre Bildung von Frauen an Hochschulen für mich als Nicht-Akademikerin bedeuten. Ich kann nur über sieben Jahre einer Frau an einer Hochschule nachdenken, was mir zu diesem Thema einfällt, was für Fragen sich mir stellen, was mich bewegt, wiedergeben. Sozusagen aus der Sicht einer „bewegten Sekretärin“.

### Fürs Klo: Kursbesuchsbescheinigungen

Gegenüber 100 Jahren Fortschreibung und Fortschreiten der Geschichte „Akademische Bildung von Frauen an Hochschulen“ nehmen sich sieben Jahre persönlich erlebter Erfahrungen in eben diesem Kontext eher spärlich aus. Ich könnte aber auch sagen, sieben Jahre sind genug. Genug, um zu wissen, dass es – Bildungsanstalt hin oder her – für mich hier kein Fortkommen bzw. Weiterkommen mehr gibt. Diesem beklemmenden Gefühl wirken auch die jeweils in den Semesterferien intern angebotenen Weiterbildungskurse für Mitarbeiter nur bedingt entgegen. Spätestens nachdem die Kursbesuchsbescheinigungen zu Dutzenden Dielen-, Arbeitszimmer- und heimische Toilettenwände verunzieren, macht sich die ernüchternde Erkenntnis breit, dass – vollkommen unproportional zum stetig anwachsenden Wissenspotenzial – die etwas kleinformatigeren Scheine (seit Jahresbeginn 2002 in neuem outfit) dagegen signifikant weniger geworden sind.

Stimmt da vielleicht etwas nicht? Darf ich diese Frage überhaupt stellen? Laut natürlich. Und vor allem: an wen soll ich sie richten? Nun gut, als moderne Frau sollte ich ja mittlerweile schon verinnerlicht haben, dass das Motto „Selbst ist die Frau“ auch für derartige Fragen eine befriedigende Lösung darstellt. Natürlich darf ich die Frage stellen, ich kann sie auch singen, laut, unter der Dusche, beim Spaziergang im Wald, und am besten, ich richte sie an mich selbst. Allmählich unangenehm wird es nur, wenn weitere Fragen sich zu einer kritischen Masse akkumulieren. Zum Beispiel frage ich mich – und übrigens immer öfter –: Was soll ich mit der Bemerkung „Ich dachte, das macht Ihnen vielleicht Spaß“ meines Prof's anfangen?

### Irgendwo hat der Spaß da ein Loch

Also, alle Tätigkeiten, die sich nicht im Tätigkeitsprofil einer Lehrstuhlsekretärin (das dann die Gehaltsgruppe festlegt) wiederfinden lassen, dienen dem persönlichen Spaßgewinn. Vielleicht bin ich da im Moment nicht mehr so auf dem Laufenden, (Peter Scholl-Latour attestierte ja im Zusammenhang mit dem 1. Irak-Krieg der Nation die Tendenz zur Spaßgesellschaft), aber ich finde, irgendwo hat der Spaß da ein Loch. Auch wenn der Spaßgewinn nicht zu versteuern ist – vielleicht kommt das ja auch noch – kann ich mich doch nicht so richtig daran erfreuen. Nicht wirklich. Alles, was ich – über die festgelegten Tätigkeitsmerkmale hinaus – an qualifizierter Arbeit verrichte, dient letztendlich nur mir

selbst. Habe ich das richtig verstanden? Es spielt auch gar keine Rolle, dass die Hochschulen den Schulterchluss mit der freien Wirtschaft und Industrie schon längst vollzogen haben, dass Managementpraktiken in die Heiligen Hallen<sup>1)</sup> der einstmalig unabhängigen Universitäten Einzug gehalten haben, dass Lehrstuhlinhaber, also z. B. der direkte Vorgesetzte der Gattung Wissenschaftsstützendes Personal, ihren Vorzimmerdamen Fähigkeiten und Tätigkeiten abverlangen, vergleichbar mit den Tätigkeiten z. B. einer Direktionsassistentin bzw. Office-Managerin.<sup>2)</sup> Ein Pech aber auch, dass ich das Fremdsprachensekretärinnendiplom nicht nachweisen kann. Denn nur das allein wäre der Schlüssel zum schwindelerregenden Gehaltsaufstieg von BAT VII nach BAT Vb.<sup>3)</sup>

### Blinder Befehlsempfänger? „Doch, das sind Sie!“

Eine weitere Frage, die ich mir stelle: Sind Wissenschaftler bessere Menschen? Ich meine, so als Ganzes gesehen? Woher rührt diese lässig, nachsichtig freundliche, nicht selten offenkundig zu Tage tretende Verachtung für Unserereins? Ich spreche in Rätseln? Also, es ergab sich mal vor nicht allzu langer Zeit, dass ein Vorgesetzter mich anschrte mit den Worten: „Doch, das sind Sie!“ Nachdem ich gesagt hatte, dass ich nicht nur ein blinder Befehlsempfänger wäre. Nachdem er vorher etwas angeordnet hatte, was völlig un- und widersinnig war. Shit happens – könnte man sich da im Einzelfall denken. Wenn nur diese Einzelfälle nicht so geballt auftreten würden.

In einer jüngst im TV gesendeten Talk-Show, zu der illustre Gäste aus dem Öffentlichen Leben (Wissenschaft, Kunst etc.) geladen waren, stellte sich ein niederländischer Wissenschaftler, seines Zeichens Biologie, der anregenden Diskussion zu seiner ebenfalls jüngst veröffentlichten Publikation mit dem Titel: „Sind Kinder Menschen?“ Das ist wiederum eine Frage, die ich mir persönlich noch nie gestellt habe. Doch zur Freiheit der Forschung gehört natürlich eine vorurteilsfreie Herangehensweise an sämtliche Ausdrucksformen unseres menschlichen Daseins. Es könnte ja durchaus sein, dass wir aufgrund vorgegebener und unreflektierter Denkmuster kleine, aber feine Unterschiede des Menschseins nicht mehr wahrnehmen. Auf die Sprünge hilft uns dabei auch die im Moment die Nation beutelnde Reformdebatte. Auch hier ist z. B. der gemeine Arbeitnehmer gezwungen, genauer hinzuschauen. Im Zusammenhang mit den Ha(r)tz-Reformvorschlägen wird mit einer Zumutbarkeitsregelung gerungen, die Arbeitslosen die Suche nach einem neuen Arbeitsplatz leichter machen soll. So erhält er die Chance, seine Vorstellungen über eine ihm zumutbare Arbeit – ungeachtet der Vorbildung und der bisherigen Tätigkeit – immens zu erweitern. Ein echter Quantensprung für den Einzelnen, denn die Summe der möglichen Tätigkeiten, die ihm durch diese Regelung offen stehen, übersteigt das bisher Vorstellbare. Nur: Keine Regel ohne Ausnahme. Von dieser neuen Regelung sollen nicht alle profitieren können. Die Überlegung, Professoren z. B. aus dieser Hilfestellung außen vor zu

lassen, wird im Moment noch äußerst kontrovers diskutiert.

„... dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Führung erwarten.“

In dem erst kürzlich durch Hauspost an alle Mitarbeiter verteilten Flyer der Bayerischen Staatsregierung mit dem Titel „Führung und Zusammenarbeit“<sup>4)</sup> findet sich unter „Kompetent führen“ eine Stelle, die da lautet: „Führungskräfte müssen durch persönliche Autorität überzeugen. Sie sollen ... deren Kooperationsbereitschaft und Einsatzfreude fördern“, und an anderer Stelle, – unter der Überschrift „Führungsverantwortung wahrnehmen“ – der bedeutsame Satz: „Bedeutsam ist es, sich als Führungskraft immer wieder klar zu machen, dass sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von ihren Vorgesetzten Führung erwarten“.

Starke Worte, so summa summarum: Müssen – Autorität – Führung. Irgendwie dachte ich, unser gesellschaftlich bislang angestrebtes – wenn auch nicht immer erfolgreich erreichtetes – Ziel sei Teamarbeit, Abbau von hierarchischen Strukturen, Motivation durch Stärkung der Eigenverantwortlichkeit. „Verführung statt Führung!“<sup>5)</sup> Um Gottes Willen, nicht falsch verstehen! Damit ist nicht gemeint, dass alle Vorgesetzten künftig Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zwecks Motivationssteigerung in einem eng gefassten Sinne verführen sollten. Diese visionäre Aufforderung entspringt vielmehr der Erkenntnis unserer pluralistischen Gesellschaft, die verschiedenste Modelle

(Lebensmodelle, Arbeitsmodelle etc.) hervorgebracht hat und es dem Einzelnen freistellt, sich für das ihm Entsprechende zu entscheiden. Und zwar aus dem eigenen Lustprinzip heraus. Natürlich stand da die Marktwirtschaft mit ihren Marketingstrategien Pate. Doch auch in diesem Zusammenhang scheint mir, hinke ich der Zeit etwas nach. Nein! Die Mitarbeiterin/der Mitarbeiter von heute – im Sinne der Staatsregierung – erwartet geradezu die Führung. Und diese Erwartungen gilt es natürlich, seitens der Vorgesetzten nicht zu enttäuschen.

Es gibt Momente im Leben, da überkommt einen ein tiefes und echtes Gefühl der Dankbarkeit. Sollte es hier angemessen sein? Auch so eine Frage.

Als wissenschaftsstützende Mitarbeiterin kann ich mich jedoch gefreut trotz vieler unbeantworteter Fragen entspannt zurücklehnen. Da in den Tätigkeitsmerkmalen von selbstständigem Arbeiten und Denken nichts drinsteht, brauche ich mir darüber eigentlich auch keine Gedanken zu machen.

#### Wo Kompetenz draufsteht ...

Jedoch, um noch einmal bei dem Leitfaden der Staatsregierung zu bleiben: Nicht immer wo „Persönliche, soziale, methodische und fachliche Kompetenz“ draufsteht, ist auch eine drin.

Inwiefern sich gewisse Um- und Zustände auch für das wissenschaftsstützende Personal durch die Umsetzung der Gender-Mainstreaming-Vorgaben ändern werden und in welcher Hinsicht, das kann ich aus meiner Warte heraus noch nicht beurteilen. In der Regel sind die unmittelbar Vorgesetzten noch immer männliche Professoren, die meisten wissenschaftlichen Mitarbeiter – das liegt wohl daran, dass ich im Naturwissenschaftlichen Bereich angesiedelt bin – sind männlichen Geschlechts.

Inwiefern der Begriff „Wissenschaftsstützendes Personal“ es in sich überhaupt zulässt, dass Veränderungen auch in diesem Bereich vollzogen werden (können), ist meine abschließende Frage. Wenn ich mal so frei assoziiere, treten folgende Bilder vor mein geistiges Auge: Stütze → Säule → Eine bewegte Sekretärin, also eine bewegte Säule? Begriffliche Abgründe tun sich auf. Eine Säule, soll sie eine stützende Funktion haben, darf sich doch nicht bewegen! Besser schon: Eine zur (Salz-)Säule erstarrte Sekretärin. Kein unvorstellbares Phänomen, schaue ich zurück auf 100 Jahre Frauen an Hochschulen bzw. Frauen in der Arbeitswelt. Nur, wer sich heute noch (vielleicht stolz) ausschließlich als stützende Funktionsträgerin begreift, kann morgen schon auf der „Stütze“ landen. Wiederum kein Problem, da mir ja dann eine Fülle an Jobalternativen zur Verfügung stehen. Ich könnte es ja dann mal mit sieben Jahren Bedienen versuchen. Nach dem Motto: Die bewegte Bedienende. Oder wär's dann wohl eher die bediente Bewegte?

#### ANMERKUNGEN:

- <sup>1)</sup> Anforderungen an die Sekretärin von heute – Ergebnisse der Akademie-Studie, 1999: Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft GmbH, <http://www.die-akademie.de>.
- <sup>2)</sup> Naomi Klein benutzt in ihrem Buch „No Logo“ für die ehemals (zweck-)freien Universitäten den Begriff „Sakrale Räume“.
- <sup>3)</sup> Beispiele für Bruttogehälter BAT VII und BAT Vb nach der BAT-Gehaltstabelle, gültig ab 1. Januar 2003 für die Angestellten der Vergütungsgruppen X bis IVa (Quelle: [http://www.uni-leipzig.de/~prhsb/bat\\_o/verg/gehalt.htm](http://www.uni-leipzig.de/~prhsb/bat_o/verg/gehalt.htm)): BAT VII, Lebensaltersstufe 49, nicht verheiratet, 1 Kind (in Euro): Bruttogehalt 2043,00; BAT Vb, Lebensaltersstufe, 49, nicht verheiratet, 1 Kind (in Euro): Bruttogehalt 2587,23.
- <sup>4)</sup> Führung und Zusammenarbeit in der Bayerischen Staatsverwaltung: Bayerische Staatsregierung; April 2003.
- <sup>5)</sup> Abschied von der Autorität – die Manager der Postmoderne: Eike Gebhardt: 1991

## Z. B. ANKE WEIDENKAFF

Wissenschaftliche Assistentin

Nach dem Abitur 1986 habe ich zunächst in einer Apotheke gearbeitet, bis ich mich dann 1989 entschloss Chemie in Kiel zu studieren. Nach einigen Auslandsaufenthalten in Frankreich, Spanien und Ecuador schloss ich das Studium 1996 in Hamburg ab. Danach promovierte ich an der ETH in Zürich und arbeitete am Paul Scherrer Institut bis ich dann zur Habilitation hier in Augsburg landete.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg ein gutes Jagdrevier für Birkenstock-beschuhte männliche Wesen.

Ich arbeite hier, weil es eine große Herausforderung war, sich unter Physiker (s.oben) zu begeben.

Ich würde mir wünschen, dass mehr Frauen sich her trauen würden.



## Z. B. MELANIE WENZEL-SCHÄFER

Studentin

Ich bin 1973 geboren und war nach dem Besuch der Fachoberschule Augsburg ein Jahr als Au-Pair in England. Danach absolvierte ich eine Schreinerlehre und war drei Jahre als Schreinerin tätig. Inzwischen studiere ich im sechsten Semester Diplom-Physik in Augsburg. Mit Mann und meinem knapp vierjährigen Sohn Fabian wohne ich in Königsbrunn. Wenn ich an der Universität bin, geht Fabian vormittags in den Waldwichtelkindergarten in Königsbrunn, nachmittags wird er von meiner Schwiegermutter betreut.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg praktisch wegen des Kindergartens.

Ich studiere hier, weil ich so in der Nähe meiner Familie bleiben kann.

Ich würde mir wünschen, dass mehr Frauen Physik studieren. Ein Lehrstuhl für Biologie wäre interessant.



## Z. B. KARIN WIEDEMANN

Verwaltungsangestellte

Ich lebe seit meiner Geburt vor einigen Jahren hier in Augsburg, bin geschieden und habe zwei Kinder. Mein Ältester wohnt inzwischen alleine, meine Tochter und ich teilen uns eine Vier-Zimmer-Wohnung. Sie geht auf das Maria-Ward-Gymnasium und will später mal Anwältin werden.

Ich habe nach der Realschule eine Lehre zur Groß- und Außenhandelskauffrau abgeschlossen und knapp 15 Jahre in einer kleinen Weinagentur gearbeitet. Danach kam ich zur Universität in die Personalabteilung und arbeite hier nun auch schon wieder fast 10 Jahre. Ich wurde als Verwaltungsangestellte für die „Angelegenheiten der tariflichen Angestellten und Arbeiter sowie Drittmittelbeschäftigte“ eingestellt. Meine Arbeit gefällt mir, und da mir meine beiden Referenten viel Freiraum lassen, kann ich ziemlich selbstständig arbeiten. Die Arbeit ist sehr vielseitig und interessant. Hauptsächlich besteht sie aus Einstellungen, Vertragsverlängerungen und -beendigungen, ist aber immer individuell, da hinter den Verträgen und Akten ja unterschiedliche Menschen stehen. Für die Entscheidung, zur Universität

zu wechseln, stand damals in erster Linie ein „sicherer Arbeitsplatz“. Die Bezahlung ist, wie den meisten bekannt sein dürfte, nicht mehr sehr zeitgerecht. Aber für mich war es wichtig, für die nächsten Jahre/Jahrzehnte einen Arbeitsplatz zu besitzen, um für meine Kinder und mich ein geregeltes Einkommen zu erhalten.

Aus Frauensicht ist die Universität Augsburg ein attraktiver Arbeitgeber, da die Arbeitszeiten durch die Gleitzeitregelung individuell und großzügig geregelt werden können und auch ein Wiedereinstieg nach der Kindererziehung ermöglicht wird.

Ich arbeite hier, weil es mir wichtig war, einen sicheren Arbeitsplatz zu erhalten. Außerdem ist die Arbeit abwechslungsreich. Das Umfeld hier ist auch sehr interessant.

Ich würde mir wünschen, dass unsere Arbeit mehr Anerkennung innerhalb und auch außerhalb der Universität findet und die Vergütungen für die Verwaltungsangestellten dem heutigen Standard angepasst würden.





# BEDINGUNGSLOS IN IHRER AUFFASSUNG VON KÜNSTLERISCHER ARBEIT

Gertrud Roth-Bojadzhiev  
über

HILDA SANDTNER

Die folgenden Beiträge über Hilda Sandtner und Erna Woll befassen sich mit zwei ungewöhnlichen Persönlichkeiten. Studentinnen erfuhren in der Begegnung mit ihnen auf eindruckliche Weise, wie Begabung, Eigenwille und Persönlichkeitsausprägung gelebt werden können. Diese vorbildhafte Funktion, in vielen Biographien als hoch bedeutungsvoll erkennbar, war mit Hilda Sandtner und Erna Woll in besonderem Maße verbunden. Männliche Ausprägungen von Persönlichkeit und männliche Lebensläufe, oft unterstützt von „dienenden“ Frauen, waren ein übliches biographisches Modell. Um so ungewöhnlicher war es gerade für Studentinnen zu sehen, dass auch in einem weiblichen Leben die Entfaltung der Begabung, der Wille zum Werk, das Bekenntnis zu einer künstlerischen Aussage realisierbar sind. Nicht wenige erfuhren in der Begegnung mit den beiden zum ersten Mal die Überwindung einer rein pragmatisch ausgerichteten Lebensform aus der Herkunftswelt zugunsten einer Konfrontation mit einer geistigen Welt. Und dies wirkte in manche weitere Bildungsbiographie hinein.

Wie war aber diese Arbeit? Sie war immer ein genaues Studium eines Gegenstandes; und wollten wir Erkanntes fixieren, so war es **Kapieren**, nicht **Kopieren**, denn es musste immer die schöpferische Freiheit bleiben, das Kapierte als etwas Lebendiges weiterverwerten und anderen Ideen einbauen zu können. Hilda Sandtner

Hilda Sandtner war eine der wenigen Professorinnen der neu gegründeten Universität Augsburg. Ihre Biographie vermittelt anschaulich, welche Hindernisse eine begabte Frau nach dem bereits eingeführten Recht auf Studium zu überwinden hatte, welche Kräfte sie brauchte und welche persönlichen Opfer mit einer „Karriere“ verbunden waren.

1919 hineingeboren in eine vielköpfige schwäbische Lehrerfamilie, war das familiäre Umfeld anregend, warmherzig, aber ohne nennenswerte Mittel, Vorbilder oder gar Beziehungen.

Der Ausbildungsweg zur Volksschullehrerin war vorgezeichnet, da nicht wenige Geschwister diesen Beruf ergriffen hatten und er Frauen bereits Bildung und eine geringe finanzielle Selbständigkeit bot. Sowohl die Lehrerbildungsanstalt in Lauingen als auch der nur kurz ausgeübte Lehrerinnenberuf erwiesen sich für Hilda Sandtner als unglücklich und frustrierend. Damit ließ sich die drängende künstlerische Begabung weder entwickeln noch bildnerisch realisieren. Ohne die materielle Hilfe der Familie ging sie 1947, nahezu mittellos, an die

Münchener Akademie zu Professor Josef Oberberger, den man allseits kurz „Obe“ oder bayrisch „dr Moister“ nannte. Oberberger – in Nachfolge seines Lehrers Olaf Gulbransen – war ein begnadeter Zeichner und ein großer Glasmaler. Er erkannte Hilda Sandtners fulminante Begabung und machte sie schnell zur Meisterschülerin. Bei allen Entbehrungen waren es ihre glücklichsten Jahre, „denn ich durfte zeichnen, malen, Glasfenster entwerfen, bekam durch die Vermittlung des ‘Moisters’ schon die ersten Aufträge und durfte an seinen Großprojekten mitarbeiten, etwa am Chorfenster des Augsburger Doms.“

In dieser Ausbildungszeit bahnte sich auch die entscheidende Begegnung mit dem textilen Gestalten an, eine damals eher verachtete und marginalisierte Arbeit, die man dilettierenden Frauen mit Bedürfnis nach dekorativen Nettigkeiten zuwies. Aktiviert wurde sie durch die parallel zur Akademie absolvierte Stickereilehre in der Paramentenwerkstatt des Klosters Wettenhausen. Die damalige Stickmeisterin und Kunsterzieherin, M. Constantia Österreicher O.P., repräsentierte bereits den Einbruch der Moderne in die textile Klosterarbeit. Sie fertigte kühne Entwürfe, abstrahierend, unter Kombination grober und roher Materialien, und erlöste die ziselierter und alte Stile imitierende Arbeit aus ihrer Erstarrung.

Hilda Sandtner versuchte dann als freischaffende Porzellanmalerin in

Selb und als Textilkünstlerin zu überleben, was sich in doppelter Weise als schwierig erwies. Sie war bedingungslos in ihrer Auffassung von künstlerischer Arbeit und machte keine Zugeständnisse in Sachen Verkaufbarkeit. Kitsch und Nettigkeiten blieben ihr zeitlebens verhasst. Zum andern war die Adenauerära durchaus restaurativ, was die Lebensentwürfe von Mann und Frau betraf. Eine junge, kraftvolle, fordernde Frau, hochbegabt und künstlerisch äußerst ambitioniert, war keine alltägliche, eher eine irritierende Begegnung. Es fanden sich nur zögerlich Auftraggeber.

So fügte sie sich letztendlich dem Diktat der schwierigen Lebensumstände und unterrichtete von 1955 bis 1958 am Gymnasium in Weiden. Nicht nur vom künstlerischen Furor gepackt sondern auch von einem pädagogischen Impetus, Kinder und Jugendliche in allen bildnerischen Ausdrucksbereichen zu fordern und zu fördern, wurden die Arbeiten ihrer Schüler in Fachkreisen zur Sensation. Bilder stickende und webende Buben waren in der damaligen Schullandschaft ohnehin eine Seltenheit, die Akzeptanz und Förderung der freien kindlichen Formsprache im Kunstunterricht war die Ausnahme. Die Kunsterziehung folgte mehrheitlich einem alten bildungsbürgerlichen Ideal, das pingeliges Handarbeiten und schablonenhaftes Abbilden räumlicher Illusionen wollte.

Dies blieb ein Grundkonflikt in ihrem Leben. Sie verteidigte die freie und originelle Äußerung der Kinder gegen die eingefleischten und unverständigen Gewohnheiten des Schulbetriebs und lebte dadurch mit vielen Feindschaften. Der dekorative Kitsch in den Schulen war ihr ein besonderer Graus. Ihr war klar, dass jedes Kind das Wahrgenommene in der Tiefe zu verarbeiten hat und, entsprechend seiner Entwicklung, eine eigenständige Form dafür finden muss. Dabei erlaubte sie nie billige Lösungen einer Aufgabe oder gedankenlosen Umgang mit Material. Ihr Ideal war der schöpferisch tätige Mensch im Unterschied zum passiv hinnehmenden.

Von 1959 an gehörte Hilda Sandtner zum Lehrkörper der Pädagogischen Hochschule in der Schillstraße und wurde 1972, nach Eingliederung der PH in die Universität, Lehrstuhlinhaberin. Eine Zeit rastloser Tätigkeit begann. Das eigene künstlerische Werk dieser Jahre umfasst große Glasfensterzyklen (wie das besonders schöne Fensterband der Kapelle an der Schillstraße), Mosaikwände, und textile Arbeiten, vorwiegend für Kirchen. Darüber hinaus entstanden Fachbücher, Buchillustrationen, und, in der knappen freien Zeit, Zeichnungen mit Witz und Treffsicherheit.

Eigene textile Arbeiten sowie die von Studenten und Schülern wurden in internationalen Ausstellungen gezeigt und erregten Aufsehen. Der Textilraum in der Schillstraße beherbergte Besucher und Praktikanten aus etlichen Ländern und Regionen.

In ihren Bemühungen um eine Didaktik der Kunsterziehung und eine grundlegende Gestaltungslehre fand sie Mitstreiter, u. a. in dem damaligen Stuttgarter Akademiestudium Helmut Gollwitzer, Autor einer bis heute geachteten Gestaltungslehre und hochgeschätzter Lehrer.

In ihrer eigenen Art und in großer Identifikation mit ihrem Beruf schuf Hilda Sandtner in der Schillstraße eine Enklave der Raumgestaltung. Die eher mönchisch konzipierte, kühle und funktionale Raumfolge, die durch ihre eigene Schönheit hat, reicherte sie mit riesigen Pflanzen, alten Textilien und Werkar-



Hilda Sandtner



len der Materialien, war ihr unumgängliches Gebot. Manch eine Studentin bildete einen ersten Begriff von Schönheit, Ausdruck und Qualität an diesen Dingen. Die große Sammlung ging 1983 mit einem Vertrag zwischen ihr und der Stadt Mindelheim in eine Stiftung ein, die zur Gründung des dortigen Textilmuseums führte.

Nach ihrer Pensionierung versuchte Hilda Sandtner, in alter Kraft und Hartnäckigkeit ihre Vision von Museum zu realisieren. Kunst war und ist ihr eine universelle Sprache, die dem Menschen zugehört und als entscheidende Kraft anerkannt werden muss. Für sie ist der Mensch ein symbolschaffendes Wesen. Er nützt Materialien, Erscheinungen der physischen Welt immer und immer wieder, um das Immaterielle zu benennen, ihm eine Form geben zu können und es damit mitteilbar zu machen. So ist dem Museum auch eine Werkstatt angeschlossen, in der Kurse angesehener Textilkünstlerinnen und -künstler stattfinden

Dieses Leben war nicht leicht. Mit den Jahren von zunehmender Rastlosigkeit geprägt und in der Sorge um die Weitergabe der eigenen Erfahrungen, gab es auch viel Kräfteverschleiß und Einsamkeit. Die schwere Anfangszeit hatte Spuren hinterlassen, ebenso der große Kampf zur Durchsetzung ihrer Ideale in einem Bildungsbetrieb, der tausenderlei andere mitbestimmende Faktoren kennt.

Hilda Sandtner, mit beträchtlichem Witz und Humor gesegnet, war auch ein gastfreundlicher und ungeheuer anregender, wenn auch durchaus unbequemer Mensch. Strikt eingehaltene Arbeitszeiten waren ihr, die dreizehn und vierzehn Stunden anwesend war, schlichtweg unverständlich. Ihr ging es nie um Hierarchie, um öffentliches Ansehen, Macht oder Würde, sondern immer um die hartnäckige Durchsetzung ihrer

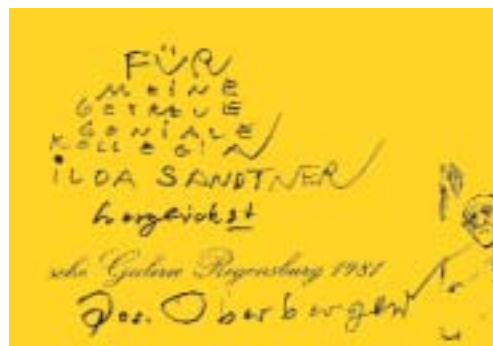
beiten an, so dass eine anregende und ungewöhnliche Atmosphäre entstand.

Mit einer stetig wachsenden Sammlung von Textilien aus aller Welt und anderen Kunstgegenständen entwickelte sie ihre Art der vergleichenden Kunstbetrachtung, lange bevor das Begriff „Museumspädagogik“ öffentlich existierte. Das sinnliche Erleben von originaler Kunst, unter Befüh-



Vision gegen die Mittelmäßigkeit von Bildungsfunktionären: humane Entwicklungsbedingungen für Kinder und Jugendliche zu schaffen durch das künstlerische Tun und sich gegen die zunehmende ästhetische Verwahrlosung zu wehren. Umso härter traf sie die zunehmende Diskreditierung der Kunsterziehung im schulischen Fächerkanon, aber vor allem die schludrig geführte Übernahme der sogenannten Visuellen Kommunikation als Ersatz für eine umfangreiche künstlerische Erziehung.

Zwar gab es für ihre Generation bereits das Recht auf Studium. Aber diese Generation von Frauen brauchte allen Mut, alle Kraft und immensen Fleiß, um einer ungewöhnlichen Begabung ein entsprechendes Arbeitsfeld zu schaffen. Eine mächtige Grunderfahrung war Ablehnung, Feindseligkeit oder skeptisches Stauen. Geblieben ist aber ein großes Werk, geblieben sind ein erstaunliches Museum und reiche freundschaftliche Verbundenheiten.



# TÖNE ORDNET ALS EXISTENZFORM

Günther Grünsteudel  
über die Augsburger Komponistin  
und Musikpädagogin

## ERNA WOLL

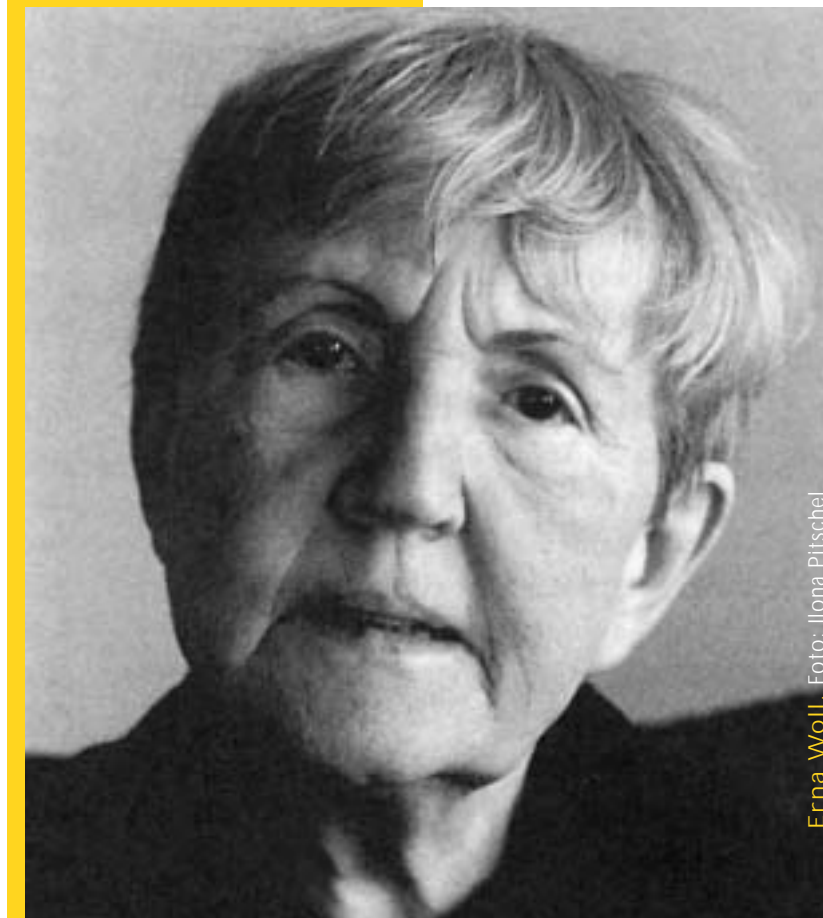
Dass an Musikhochschulen sich wenig Frauen für das Fach Komposition einschreiben, hängt mit einem durch Jahrhunderte eingepflanzten Minderwertigkeitskomplex zusammen. Diesen habe ich glücklicherweise nie gehabt. Ich verdanke das meinem Elternhaus, wichtigen Menschenbegegnungen und Lehrern, die mich ernst genommen haben. Erna Woll, 1986

gestellter in einem Eisenhüttenwerk, sich als Teilhaber einer Fahrradfabrik versuchte. Erna Woll besuchte das Gymnasium und erhielt Klavierunterricht. Als die väterliche Firma 1932 in Konkurs ging, kehrte die Familie – mittellos – nach St. Ingbert zurück. Der Weiterbesuch des Gymnasiums im nahen Saarbrücken scheiterte nicht zuletzt an den Fahrtkosten. Statt dessen absolvierte Erna Woll in St. Ingbert die höhere Mädchenschule und die Frauenschule.

Die hochbetagt im Augsburger Stadtteil Lechhausen in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer langjährigen Wirkungsstätte, der ehemaligen Pädagogischen Hochschule, lebende Erna Woll hat seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als komponierende Frauen noch eine „exotisch“ anmutende Minderheit und auch weibliche Hochschuldozenten nicht eben die Regel waren, in beiden Berufsfeldern eine Karriere von erheblicher Breitenwirkung gemacht. Als Hochschullehrerin legte sie Bahnbrechendes auf dem damals neuen Feld der programmierten Unterweisung für Selbstlerner vor. Die Komponistin Erna Woll hatte bereits um 1960 einen klingenden Namen, obwohl sie ganz bewusst den dornigen Weg eines fast ausschließlich vokalen Œuvres wählte – wohl wissend, dass breite Anerkennung durch die musikalische Öffentlichkeit auf anderen Sektoren als der Vokalmusik um vieles leichter zu erreichen ist.

### LEHRJAHRE

Am 23. März 1917 in St. Ingbert, einer mittleren Industriestadt in der damals königlich-bayerischen Saarpfalz, geboren, wuchs sie in bürgerlich-protestantischen Verhältnissen auf. Das häusliche Musizieren spielte eine große Rolle. 1927 übersiedelte die siebenköpfige Familie nach Heidelberg, wo der Vater, bis dahin leitender An-



Erna Woll. Foto: Iona Pitschel





Die 5 Töchter des Ehepaars Karl und Anna Woll (Erna 2.v.l.) mit Kindernädchen (1919)

Obwohl aufgrund der Umstände an ein Studium eigentlich überhaupt nicht zu denken war („Meine Eltern befanden sich in einer so problematischen Situation, dass sie mein Studium keineswegs finanzieren konnten. Ich habe es mir tatsächlich erhungert“), wagte sie 1936 die Aufnahmeprüfung für das Kirchenmusikalische Institut der Badischen Landeskirche in Heidelberg und bestand sie zu ihrer eigenen Überraschung trotz lückenhafter Kenntnisse dank Musikalität und Improvisationstalent. Zu ihren Lehrern zählten hier der junge, nur zehn Jahre ältere Wolfgang Fortner (Tonsatz) und der damalige Institutsleiter Hermann Poppen (Chorleitung). Bereits nach vier Semestern legte sie die Diplomprüfung für evangelische Kirchenmusik ab.

Es folgte ein ebenso kurzes wie frustrierendes Intermezzo als Kantorin im badischen Rheinfeld, ehe sie sich im Herbst 1940 an der Münchner Akademie der Tonkunst immatrikulierte. „Ich wusste natürlich, dass die zwei Jahre Studium in Heidelberg viel zu wenig waren, und dass ich nur

Prof. Poppen zuliebe den Rheinfeldener Posten angenommen hatte.“ Sie kam in die Kompositionsklasse von Joseph Haas, später war sie „Einzelschülerin“ von Gustav Geierhaas. Wegen des fehlenden Abiturs musste sie die sogenannte Begabtenprüfung („Prüfung für die Zulassung zum Hochschulstudium ohne Reifezeugnis“) ablegen, ehe sie im Wintersemester 1941/42 an Akademie und Universität zum Schulmusikstudium zugelassen wurde. Im Oktober 1944 bestand sie die „Künstlerische Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen“ der Fachrichtung Musik mit einem glänzenden Examen.

Während ihrer Münchner Zeit konvertierte Erna Woll zum Katholizismus. „Dies war von mir aus gesehen kein Verlassen meiner Heimatkirche, sondern das Bedürfnis, die andere Seite christlicher Verkündigung kennen zu lernen – eine Vorausnahme der Una Sancta, die nicht nur für meine Biographie sondern auch für mein Komponieren wichtig wurde. Ich bin bis auf den heutigen Tag eine leidenschaftliche Ökumenikerin.“

Im Winter 1944/45, den sie – „in München ausgebombt“ – in Würzburg verbrachte, entstanden ihre Lieder der Liebe, ein Sololiederzyklus nach Texten von Ruth Schaumann, den sie als ihr erstes vollgültiges Werk bezeichnet. Die sechs Lieder sind zwar noch dem spätromantischen Stilideal ihres Münchner Lehrers Joseph Haas verpflichtet, weisen aber im bewusst sparsam gehaltenen Klaviersatz schon sehr deutlich auf ihren späteren Personalstil hin. Als sie auch in Würzburg durch einen Bombenangriff ihre Bleibe verlor, kehrte sie ins heimatische St. Ingbert zurück. „Das hieß unter anderem, Klavierstunden gegen Kartoffel- und Mehlhonorare geben.“

Im Sommersemester 1946 begann Erna Woll ein drittes Studium an der Kölner Musikhochschule: katholische Kirchenmusik. „Ich war ja unersättlich im Studieren. Am liebsten hätte ich mein ganzes Leben lang studiert.“ Wichtige Eindrücke vermittelten ihr hier vor allem der Kompositionsunterricht bei Heinrich Lemacher, der Dirigierunterricht bei dem Aachener Domkapellmeister Theodor Bernhard Rehmann und vor allem „der hinreißend improvisierende Orgelspieler und Komponist“ Hermann Schroeder, bei dem sie Privatstunden erhielt. Im Sommer 1948 schloss sie ihr Kölner Studium mit der Staatsprüfung für katholische Organisten und Chorleiter ab.

Auf das Referendariatsjahr am Münchner Theresien-Gymnasium folgte schließlich im Juli 1950 die „Pädagogische Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen in Schulmusik“, die sie mit der Note 1,16 ablegte.

#### SCHULMUSIKERIN

Die Identität der Komponistin wuchs Erna Woll erst allmählich zu. Ihre ersten Werke betrachtete sie noch als „Privatsache“. Dies sollte sich erst nach dem Einstieg

ins Berufsleben ändern: Im September 1950 trat sie eine Stelle als Schulmusikerin an der damaligen „Lehrerinnenbildungsanstalt mit Oberschule“ in Weißenhorn (Landkreis Neu-Ulm) an, die Mitte der fünfziger Jahre in ein Deutsches (d. h. Musisches) Gymnasium umgewandelt wurde. Zu ihren Aufgaben gehörten Instrumentalunterricht (Violine und Cello) und die Leitung von Chor und Orchester der Schule. Die Begegnung mit der Schulleiterin Mathilde Hoechstetter, die die schöpferische Begabung ihrer jungen Kollegin erkannte und nach Kräften förderte, wurde für Erna Woll prägend. „Meine Oberstudienleiterin [...] erzählte mir einmal, dass sie vor dem Musiksaal gestanden habe, während ich am Klavier improvisierte. Daraufhin fragte sie mich vor jeder festlichen Schulveranstaltung, ob ich dazu eine Musik hätte. Aber ich hatte keine, und so entstanden meine Kompositionen.“

Hatte Erna Woll bisher in erster Linie Sololieder geschrieben, so entstand jetzt vor allem für das „eigene“ Ensemble eine Fülle von Chormusik, a cappella oder mit Instrumenten. An solchen Aufgaben, die ihr die einzigartige Mög-

lichkeit boten, ihre Kompositionen in der eigenen Chorarbeit bis hin zur Konzertaufführung zu erproben, reifte sie zur versierten Praktikerin. Ihren Weißenhorner Schulchor formte sie binnen kurzer Zeit zu einem leistungsfähigen Ensemble, von dessen fast schon professionellen Qualitäten Rundfunkaufnahmen noch heute Zeugnis geben. Erna Woll, die während der fünfziger Jahre immer wieder an den Tagungen des Instituts für Neue Musik und Musikerziehung in Darmstadt teilnahm und dort Kurse u.a. bei Harald Genzmer, Günter Bialas und Karl Marx besuchte, zählte schon bald zu den führenden ChorkomponistInnen Deutschlands.

Trotz allem: Die provozierende Titelfrage eines 1955 ausgestrahlten Rundfunkporträts von Erna Woll, „Können Frauen komponieren?“, lässt ahnen, wie schwierig die Position einer komponierenden Frau zur damaligen Zeit war. Noch 20 Jahre später schrieb der Musikpublizist Detlef Gojowy in einem längeren Beitrag für die FAZ mit genau dem gleichen Titel, in dem auch der Name Erna Woll fällt: „Komponierende Frauen sind eine (verletzliche) Minderheit. Fast fürchtet man sich,

über sie zu schreiben, weil man durch solche Herausnahme aus der großen Zahl der Komponisten jenen Exotismus, der der komponierenden Frau bis heute anhaftet, fast bestätigt. Die komponierende Frau [...] hat etwas vom Schicksal des begafften Außenseiters behalten, der eben wegen seiner Rand-Existenz sich im Getto 'musikalischer Privataufführungen' einigelt und deswegen womöglich unterbewertet wird.“

#### HOCHSCHULDOZENTIN

Im Sommer 1962 wurde der Schulbetrieb in Weißenhorn eingestellt. Erna Woll wechselte als Dozentin für Musikerziehung an die Pädagogische Hochschule Augsburg, wo sie im Wintersemester 1962/63 ihre Lehrtätigkeit aufnahm. Ihren musikalischen „Einstand“ gab sie mit der Messe Spiritus Domini, einer Auftragsarbeit, die aus Anlass der Einweihung des PH-Neubaus an der Schillstraße am 29. Mai 1963 unter der Leitung der Komponistin erstmals erklang.

Seit 1964 leitete sie ein Forschungsprojekt, das sich mit der Entwicklung, Erprobung und Einführung programmierter Unterweisung für Selbstlerner in der

Erna Woll dirigiert das Orchester des Musischen Gymnasiums in Weißenhorn (1958)





Musikerziehung beschäftigte. Die publizierten Ergebnisse sorgten in der musikpädagogischen Fachwelt für einiges Aufsehen. Ihr Kölner Kollege Wilhelm Schepping formulierte es rückblickend 1997 so: „Unter dem theoretischen Schrifttum zu diesem Themenkomplex sind ihre [Wolls] Publikationen die kompetentesten, ihr Lernprogramm erwies sich, wie Vergleichsuntersuchungen bestätigten, als das methodisch folgerichtigste und systematischste. Dass es gleichwohl weder in Bayern noch sonstwo als Lehrmittel zum Einsatz kam, ist unterschiedlichen und ganz sicher nicht immer objektivierbaren Gründen zuzuschreiben, die an dieser Stelle nicht erörtert werden können und sollen.“ Scheppings abschließende Bemerkung ist sicherlich auch gemünzt auf die Problematik emanzipatorischer „Entwicklungsarbeit“, die damals von Frauen so defizitär erfahren wurde und teilweise selbst heute noch wird.

Wie in Weißenhorn widmete sich Erna Woll auch in Augsburg intensiv der Chorarbeit. Neben dem großen PH-Chor baute sie einen Kammerchor auf, mit dem sie auch eigene Werke einstudierte. So den 1965 entstandenen Chorzyklus „Sieben Leben möchte ich haben“, u. a. auf Texte von Else Lasker-Schüler, der 1966 unter ihrer Leitung vom Bayerischen Rundfunk aufgenommen wurde. Ehemalige Studentinnen und Studenten erinnern sich noch heute lebhaft an die ungeheure Ausstrahlung, die Kraft und bedingungslose Hingabe, die dieser äußerlich so „fragilen“ Person in all ihrem Tun eigen war. Sie erzählen von der ganz individuellen Zuwendung, die sie jedem einzelnen ihrer Schüler zuteil werden ließ, es fallen große Worte („Erweckungserlebnis“), um den Einfluss zu beschreiben, den Erna Wolls Lehrerpersönlichkeit auf sie ausübte.

1969 wurde sie in Anerkennung ihrer Verdienste vom damaligen

bayerischen Kultusminister Ludwig Huber zur Honorarprofessorin ernannt. Die Eingliederung der Pädagogischen Hochschule in die neu gegründete Universität Augsburg drei Jahre später erlebte sie nur noch am Rande mit. Eine schwere Erkrankung erzwang 1972 ihren vorzeitigen Rückzug aus dem Hochschuldienst.

#### UN-RUHESTAND

Erst um die Mitte der siebziger Jahre stabilisierte sich ihr Gesundheitszustand wieder. Nach längerer Schaffenspause kehrte sie an den Schreibtisch zurück und beendete zwei wichtige Werke, die sie bereits Jahre zuvor begonnen hatte: die Chorkantate „Requiem für Lebende“ und den vierteiligen Motettenzyklus nach Texten von Gertrud von le Fort. Die Uraufführungen der le Fort-Motetten fanden im Rahmen von Gedenkveranstaltungen aus Anlass des 100. Geburtstags der Schriftstellerin im Jahr 1976 statt.

Der Tod der langjährigen Freundin und Weggefährtin Mathilde Hoechstetter im September 1980 stürzte Erna Woll erneut in eine schwere Schaffenskrise. Den Auftrag des Augsburger Stadtdekanats, für den Festakt zu Martin Luthers 500. Geburtstag eine Kantate zu schreiben, der sie im Herbst 1982 erreichte, lehnte sie zunächst ab. „Ich komponiere nicht mehr“, war ihre spontane Antwort. Als sie sich aber den vorgeschlagenen Text, Luthers Credo-Auslegung, näher ansah, war sie von der Herausforderung, einen Prosatext in Musik zu setzen, derart fasziniert, dass sie schließlich doch zusagte. Die Uraufführung der Chorkantate „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat“ fand am 10. November 1983 in der St.-Anna-Kirche in Augsburg statt.

Die Arbeit an der Luther-Kantate beflügelte Erna Wolls Schaffenskraft noch einmal in nicht geahntem Maße. In rascher Folge ent-

standen nun viele ihrer wichtigsten Werke. Das reiche Spätwerk der Erna Woll gipfelt in Kompositionen wie dem Augsburger Kyrie für Chor a cappella, einer Auftragsarbeit für die Stadt Augsburg anlässlich ihrer 2000-Jahrfeier im Jahr 1985; dem Orchesterliederzyklus nach Texten des Schweizer Kurt Marti „Sola gratia“ (1985/86), den Klavierliederzyklen „Da ist wieder der Flügelschlag“ (Texte: Hildegard Wohlgemuth; 1988) und „Sieben Rosen später“ (Texte: Paul Celan; 1993), die sie so prominenten Interpreten wie Siegmund Nimsgern und Wolfgang Holzmair „auf den Leib“ schrieb; aber auch in einer Reihe von Orgelwerken (darunter die Zyklen „Suchen – Hören – Loben“, 1985, und „Vorübergang“, 1993) und diversen Chorkompositionen (unter ihnen „Der 80. Psalm“ in der deutschen Übertragung Luthers, 1985, und „Frauen um Jesus“ nach Texten des Neuen Testaments, 1988).

Anlässlich ihres 70., 75. und 80. Geburtstags fanden zahlreiche Ehrungen u. a. in ihrer Heimatstadt St. Ingbert und in Augsburg statt. Der Bayerische Rundfunk widmete ihr zum Achtzigsten eine groß angelegte Geburtstagssendung. 1993 erhielt Erna Woll für ihre Verdienste um die katholische Kirchenmusik das päpstliche Ehrenkreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“. 1997 wurde sie auf Vorschlag von Bundespräsident Herzog mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

#### DIE KOMPONISTIN ERNA WOLL – VERSUCH EINER ANNÄHERUNG

Trotz zahlreicher musikpädagogischer Buch- und Aufsatzveröffentlichungen – vor allem zum Thema programmierte Unterweisung – bildet doch Erna Wolls kompositorisches Œuvre das Zentrum ihres Schaffens. Das Werkverzeichnis umfasst weit mehr als 200 Nummern. Zu den bevorzugten Gattungen gehören Sololied, Chorlied, Motette und Chorkan-

tate. Dabei war es für Erna Woll stets selbstverständlich, die Bedürfnisse der Ausführenden wie auch der Zuhörer nicht aus dem Auge zu verlieren. Dass dies ohne Konzessionen an die musikalische Qualität möglich ist, zeigt ihr mehrstimmiges Schaffen auf eindringliche Weise. Chormusik zu komponieren, so Erna Woll, bedeute sehr oft, Musik für Laien zu schreiben. Wenn man aufgeführt werden wolle, habe man gar keine andere Wahl, als die technisch-musikalischen Möglichkeiten seiner Interpreten angemessen zu berücksichtigen. „Im Grunde ist es leichter, für Berufsmusiker zu schreiben, weil man ihnen vieles zumuten kann. Dagegen muss man bei Chorwerken, die [...] von Laiensängern ausgeführt werden, nicht nur auf die Stimmbegrenzung Rücksicht nehmen, sondern sie so ausführbar machen, dass sie gerne gesungen werden.“ Dieses ehrliche Bemühen wurde ihr mehrfach durch die Zuerkennung von Kompositionspreisen honoriert: den Valentin-Becker-Preis errang sie 1963 und 1967, den ersten Preis des Wettbewerbs „Neues Kirchenlied Kiel“ im Jahr 1972, und 1976 war sie mit Preisen des Deutschen Allgemeinen Sängerbunds und des Schwäbischen Sängerbunds sogar zweimal erfolgreich.

Eine sorgfältige und bewusste Textauswahl ist für Erna Woll immer von zentraler Bedeutung gewesen. Vor allem in ihrem Spätwerk griff sie mit Vorliebe zu provokanten oder kritischen Texten wichtiger Autoren der Gegenwart. „Meine ‚Freitonaltät‘ wird von Bildern ausgelöst. Strukturierende ‚Funktionen‘ haben bei mir Bilder und Aussagen von Texten, insbesondere der Lyrik. Kontrapunktische und freitonale Linien und Harmonik werden aus einer Art verinnerlichtem Vorrats bei mir wirksam. [...] Es strukturiert sich, während ich komponiere. Ich überlege mir vorher das grobe Schema. Tatsächlich habe ich eher vage Vorstellungen am Anfang.

Gestaltend wirkt bei mir auch die intensive Beschäftigung mit ‚Symbolen‘ und der Wunsch, sie so auszudrücken, dass meine Musik Hörende und Musizierende erschüttert, wie mich selbst.“ Ihre Kompositionen sind unverkennbar Botschaften für die Menschen unserer Zeit – Glaubensbotschaften der ökumenischen Christin, aber auch kämpferische Friedensbotschaften, und nicht zuletzt Botschaften an den Heil und Geborgenheit suchenden Menschen in einer zunehmend heillosen Welt.

Um möglichst viele Menschen anzusprechen, bemühte sich Erna Woll immer wieder und phasenweise sehr intensiv auch um die Erneuerung gottesdienstlicher Musik und speziell des geistlichen Liedes. Neben Messe und Gemeindelied widmete sie sich vor allem dem geistlichen Jugend- und Kinderlied. Ihre 1963 erschienene „Messe für Kinder“ war die erste Komposition dieser Art im deutschsprachigen Raum. All dies verschaffte ihr zwar einen ziemlichen Bekanntheitsgrad, führte aber auch dazu, dass sie zeitweise allzu sehr auf diese Bereiche festgelegt, als „Kirchen-“ und „Kinderliedmacherin“ abgestempelt und ihr Schaffen von gewissen Kreisen in Bausch und Bogen als „pädagogische Musik“ abgetan wurde.

Für größere Besetzungen hat Erna Woll nur selten geschrieben. Fast möchte man hinzufügen konsequenterweise, setzt man ihre Abneigung gegen das Komponieren „für die Schublade“ in Beziehung zu dem traurigen Schicksal vieler groß besetzter Werke des 20. Jahrhunderts, die nie eine Aufführung erlebten. Aber auch instrumentale Kammermusik ist in ihrem Œuvre eigentlich nicht vertreten. Sie selbst hat ihre „vokale Ausschließlichkeit“ nie als Nachteil empfunden. Im Komponieren für die menschliche Stimme sah Erna Woll stets ihre besondere Stärke.

Erna Wolls von der Vokaltradition der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägter Tonsprache ist jeglicher Avantgardismus wesensfremd. „Es gibt [...] Avantgardisten, die für mich als Experimente zwar feststellbar, aber nicht mehr Musik sind, weil meine Ohren ihre Strukturen nicht als ‚Töne-Ordnung‘ erfassen können.“ Bereits in den frühen Chorwerken, wie den sechs Frauenchören nach Texten von Ruth Schaumann, den Chorzyklen „Lieder singen in dir“ und „Laß den Stern mich finden“ oder ihrer „Messe in E“ für Frauenchor a cappella ist ihr an Komponisten wie Hugo Distler, Zoltán Kodály oder Ernst Pepping geschulter, dabei aber sehr eigenständiger, kantabler und atmosphärisch-dichter Chorstil deutlich erkennbar. Unbeeinflusst von den Strömungen der Neuen Musik entwickelte sie so schon früh eine eigene Handschrift, ihren Personalstil, der im Laufe der Jahre zwar gewissen Wandlungen unterworfen war, im Grunde aber stets unverkennbar blieb.

„Die Verantwortung, Töne – nach ihren verschiedenen Qualitäten – so zu ordnen, dass sie in sich für mich eine Aussage machen und für andere eine nicht überflüssige Mitteilung werden, beschwert mich bis zur Qual. Aber dies ist meine Existenzform.“

Originalzitate aus: Detlef Gojowy: Können Frauen komponieren?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. Oktober 1976 • Erna Woll. Tutzing: Schneider 1987 (Komponisten in Bayern, Bd. 12) • Wilhelm Schepping/Günther Grünsteudel: Ein beeindruckendes Lebenswerk: Die Komponistin und Musikpädagogin Erna Woll wurde 80 Jahre, in: Uni-Press Augsburg 1997 Heft 2, S. 70-72. | Weitere Literatur zum Thema: Beate Philipp (Hrsg.): Komponistinnen der neuen Musik. Kassel: Furore-Verlag 1993, S. 64-94 • Günther Grünsteudel: Erna Woll - ein Werkverzeichnis. Augsburg: Wißner 1996.

Im Hintergrund: „Die flüchtige Liebe“ aus „Lieder der Liebe“, 1944/45 (Autograph)



# MGGENDER MAINSTREAMING

Birgit Schaufler ...

## ... über neue Wege der Geschlechterpolitik

An den Universitäten herrscht noch immer die traditionelle Geschlechterordnung: der Herr Professor und die weibliche Schreibkraft - fast immer. Daran konnten hundert Jahre Zulassung der Frauen zum Studium wenig ändern und auch nicht die Frauenförderprogramme der letzten Jahre, mit deren Hilfe mehr Frauen zur Habilitation und in Leitungspositionen kommen sollten. Trotz der Festschreibung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern im Grundgesetz ist die bundesrepublikanische Gesellschaft noch immer gekennzeichnet durch eine asymmetrische, geschlechtsspezifische Verteilung ökonomischer, politischer, kultureller und symbolischer Macht.

**F**rauenförderung ist ein Instrument der institutionalisierten Gleichstellungspolitik, die auf gleiche Repräsentation und gleiche Teilhabe von Frauen an gesellschaftlichen Ressourcen und an Entscheidungsmacht zielt. Das Maß der Gleichstellung sind dabei Männer; das Ziel also: Gleichstellung im Sinne einer Angleichung an Männer.

**B**etrachtet man die traditionelle Politik für Frauen kritisch, so muss man erkennen, dass sie sich im Wesentlichen auf Programme und Projekte beschränkt, die kaum Auswirkungen auf allgemeine gesellschaftliche Prozesse und Strukturen haben. Frauenpolitik ist heute Sozial-, Anpassungs- und Kompensationspolitik für Benachteiligte wie Mechthild Jansen konstatiert.

### AUFBRUCH

Will man die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern aufheben, dann muss über die bloß kompensatorische Frauenförderung hinaus auch eine Reform der Ungleichheitsstrukturen betrieben werden. Das Ziel ist dann nicht die Gleichstellung mit den Männern (im Sinne einer Angleichung), sondern Gleichstellung von Frauen und Männern in einer veränderten Gesellschaft. Frauenförderprogrammen kommt ein strategischer Stellenwert auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Gesellschaft zu, sie können aber nicht letztes Ziel der Frauenpolitik sein.

**D**ie Analysen und Ergebnisse der Geschlechterforschung führen dazu, dass sich die Frauenpolitik zur Geschlechterpolitik erweitert. Die Neuorientierung fußt auf der Einsicht, dass alle Lebensverhältnisse immer auch Geschlechterverhältnisse sind und Frauen wie Männer dadurch bestimmt werden. Die Geschlechterdifferenz wird durch institutionalisierte soziale und politische Strukturen konstruiert und perpetuiert - etwa durch Gesetze, soziale Sicherungssysteme, die Gestaltung der Infrastruktur, durch Bilder und kulturelle Praktiken.

**G**eschlechterpolitik versucht, diese Handlungsmuster und Denkformen zu verändern. Ihr neuestes Instrument ist die Strategie des Gender Mainstreaming. Der Begriff taucht in unterschiedlichen Kontexten auf - in Ausschreibun-

gen, in Stellenanzeigen, in Unternehmensleitbildern - und er hat inzwischen Eingang in sämtliche Bereiche politischer Diskussion gefunden. Allerdings ist zu vermuten, dass nicht bei allen Akteuren Klarheit darüber herrscht, was unter dieser Strategie zu verstehen ist.

### ENTWICKLUNGSLINIEN

Gender Mainstreaming ist ein Ergebnis aus den Erfahrungen von drei Dekaden verschiedener Frauenförderstrategien. Seine Wurzeln liegen in der internationalen Frauenbewegung und in der Entwicklungspolitik. Motiviert von der anhaltenden Marginalisierung von „Frauenfragen“, insbesondere was den Zugang zu Finanzen, Informationen und Entscheidungen anbelangt, beginnen feministische Aktivistinnen und Wissenschaftlerinnen Anfang der 90er Jahre Überprüfungs- und Gestaltungsansprüche an die makro-ökonomische und mikro-politische Ebene zu stellen. Schließlich, mit der 4. Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen 1995 in Peking setzt sich Gender Mainstreaming auf makropolitische Ebene durch und wird 1996 auch im Amsterdamer Vertrag verbindlich festgeschrieben. Damit verpflichten sich alle Staaten der Europäischen Union, das Gender Mainstreaming Prinzip bei ihrer Politik anzuwenden.

**Z**um Begriff: „Gender“ bezeichnet das soziale Geschlecht und wird hier verwendet, um in Abgrenzung vom biologischen Geschlecht („sex“) die soziale Kon-

triertheit und Prozesshaftigkeit von Geschlecht hervorzuheben. Aus dem Begriff lässt sich weiter ableiten, dass Gender in den Mainstream übergehen soll. Mainstreaming als substantiviertes Verb ist ein Kunstwort. Das Substantiv „Mainstream“ bedeutet Hauptrichtung und bezeichnet das, was die dominierende Mehrheit tut und von alltäglichen Normen gestützt wird. Gender Mainstreaming ist folglich ein Prinzip, das die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse in den Vordergrund rückt und diesbezüglich Transparenz in allen Planungs- und Entscheidungsprozessen fordert.

### DREI PRINZIPIEN DER GENDER-MAINSTREAMING-STRATEGIE

#### 1. Geschlechtergerechtigkeit als Querschnittsaufgabe

Der Mainstreaming-Ansatz geht davon aus, dass die Geschlechtsneutralität vieler Problemstellungen eine bloß scheinbare ist. Er will die unterschiedlichen Realitäten von Frauen und Männern bewusst machen und die bisher verborgenen Geschlechterbezüge politischer Entscheidungen, Organisationsformen und Verfahrensweisen verdeutlichen. Die Frage der Geschlechtergerechtigkeit soll in jeder politischen Maßnahme von der Planung bis zur Erfolgskontrolle Berücksichtigung finden. Damit fügt sich die Gender Perspektive in den Kriterienkatalog von Organisationen ein, der bisher Entscheidungskriterien wie Sachgerechtigkeit, Machbarkeit und Kosten beinhaltet.

**W**ährend Frauenförderung von speziellen organisatorischen Einheiten betrieben wird, die für Gleichstellungspolitik zuständig sind, setzt Gender Mainstreaming als Strategie grundlegender und breiter an. Alle an einer Entscheidung beteiligten Personen werden verpflichtet, Gleichstellung zwischen Männern und Frauen herzustellen. Die Umsetzung dauert

damit länger; der Ansatz beinhaltet jedoch das Potential für eine nachhaltige Veränderung bei allen Akteuren und Akteurinnen und bei allen politischen Prozessen.

#### 2. Gender Mainstreaming als Doppelstrategie

Der Wandel von der isolierten Frauenpolitik zur Geschlechterpolitik vollzieht sich auf institutioneller, auf organisatorischer und auf der Akteursebene. Ob dabei die traditionelle Frauenpolitik in der neuen Strategie auf- oder untergeht wird derzeit diskutiert. Dem theoretischen Anspruch nach dient Gender Mainstreaming dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit und hierzu zählt der Abbau von Diskriminierungen ebenso wie die Förderung der Diskriminierten. Die Analyse führt dann zu gezielter Frauen- oder Männerförderpolitik, wenn sie aufzeigt, dass geschlechtsspezifische Benachteiligungen zu Lasten eines Geschlechts gehen und abzubauen sind. Da die vorliegenden Analysen zeigen, dass Frauen in weiten Bereichen noch benachteiligt sind, macht der Mainstreaming-Prozess die institutionelle Frauenpolitik keinesfalls überflüssig. Gender Mainstreaming als umfassendere Strategie beinhaltet als ein Element die Frauenförderung und stellt sich somit als Doppelstrategie dar.

#### 3. Gender Mainstreaming als Top-Down-Strategie

Gender Mainstreaming ist als Querschnittsaufgabe auf die Mitwirkung aller Akteure angewiesen. Deren Mitwirkung durchzusetzen, ist Aufgabe der jeweils Zuständigen in der Organisation. Die Verantwortung für den gesamten Veränderungsprozess liegt bei der Leitung der Organisation. Mainstreaming ist somit als klassischer Top-down-Prozess konzipiert. Die Organisationsspitze entscheidet sich für das Mainstreaming-Prinzip, initiiert und unterstützt seine Umsetzung, setzt gen-

dersensible Entscheidungen innerhalb der Organisation durch und vertritt sie nach außen. Voraussetzung hierfür ist, dass jede und jeder Verantwortliche über die Wirkungen seines Entscheidungs- und Wirkungsbereiches auf die Geschlechterverhältnisse Bescheid wissen muss.

### VORAUSSETZUNGEN

Die erfolgreiche Umsetzung der Mainstreaming-Strategie ist an mehrere Bedingungen geknüpft:

- Gleichstellung ist Querschnittsaufgabe und erfordert aus diesem Grund Allround-Wissen in allen Fachbereichen, Wissen über die vielfältigen und umfangreichen Erkenntnisse aus der Frauen- und Geschlechterforschung sowie Wissen über die Strukturen, Kulturen und Prozesse von Organisationen.
- Die Beteiligten brauchen darüber hinaus Gender-Kompetenz. Darunter versteht man Kompetenz im Umgang mit den Geschlechterbeziehungen (etwa Wissen um geschlechtsspezifische Beziehungsmuster oder diskriminierende Redeweisen oder Umgangsformen, außerdem die Fähigkeit, sich gegen diese zu behaupten und sie zu verändern); Erkenntnisse der Geschlechterforschung müssen umgesetzt werden können und die Fähigkeit zum Umgang mit den spezifischen Erfahrungen von Frauen und Männern soll vorhanden sein. Dies setzt voraus, dass das Geschlechterverhältnis als politisches Problem erkannt wird, das über die Lösung privater individueller Probleme hinausreicht. Gender-Kompetenz muss aber auch auf bestehende Erkenntnislücken hinweisen, Erhebungsfragen formulieren, Datenanalysen fordern und vorhandenes Wissen im Hinblick auf veränderte Fragestellungen neu analysieren.
- Eine weitere Voraussetzung für die Umsetzung der Mainstreaming-Strategie ist Macht. Die Definitionsmacht von Problemen ist nicht vorgegeben; sie entsteht aus Frauen- bzw. Männerzusammenhängen. Das heißt, es bedarf des

Networkings. Um die Sensibilität von Frauen bzw. Männern und den Austausch über bestimmte geschlechtsspezifische Themen zu ermöglichen, müssen Zeit, Raum und Mittel bereitgestellt werden.

■ Gender Mainstreaming braucht Ressourcen: Um den Veränderungsprozess zu unterstützen und zu begleiten muss in Beratung investiert werden; es müssen Personen mit der Mainstreaming-Aufgabe betraut werden und Organisationseinheiten und Kommunikationsstrukturen müssen so gestaltet werden, dass Gleichstellung als Zielvorgabe gesichert ist.

#### GENDER MAINSTREAMING AN HOCHSCHULEN

Gender Mainstreaming hat inzwischen auch die Hochschulen erreicht. Wo bisher überwiegend Frauen Kompetenz einbringen und Energie aufwenden, erweitert sich gegenwärtig der Kreis der Akteure der Gleichstellung. Den Hochschulen kommt eine besondere gesellschaftliche Verantwortung bezüglich der Umsetzung der neuen Gleichstellungsstrategie zu, insofern sie durch ihre Forschungsergebnisse in den Bereichen der gender studies bereits über fundierte Kenntnisse verfügen, die für eine erfolgreiche Gestaltung von Gender-Mainstreaming-Prozessen maßgeblich sind.

Wie ist das Prinzip des Mainstreaming nun an Hochschulen umzusetzen? Gender Mainstreaming folgt der Logik der systemischen Organisationsentwicklung: alles dreht sich dabei um die Verbesserung von Entscheidungsprozessen unter der Maßgabe der Geschlechtergerechtigkeit. Für die Umsetzung bedarf es Methoden und Instrumente, die der jeweiligen Maßnahme, den Strukturen und Problemfeldern angepasst werden können. Dies sind beispielsweise spezielle Datenerhebungsverfahren, Mittelflussanalysen, Prozessanalysen von Entscheidungsverläufen, Tests, Checklisten und Seminarkonzepte.

Was die Umsetzung der Strategie betrifft lässt Gender Mainstreaming Freiräume. Es liegt in der Verantwortung der Organisationsspitze wie sie den Veränderungsprozess initiiert und gestaltet. Es lassen sich folgende Felder der Umsetzung definieren:

**Gender Mainstreaming in der Personalentwicklung:** Bei Personalentscheidungen sind Benachteiligungen von Frauen und Männern etwa durch unsachgemäße, an Geschlechterstereotype gebundene Kriterien zur Beurteilung von Qualifikation zu verhindern. Dies gilt ebenso für die indirekte Benachteiligung bei fehlenden Angeboten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Gender-Kompetenz kann ein Kriterium in der Personalauswahl sein. Darüber hinaus sind Top-down-Gender-Trainings notwendig, mit deren Hilfe alle Verantwortlichen für Fragen der Geschlechtergerechtigkeit sensibilisiert werden. Es sind Maßnahmen gegen sexuelle Belästigung und Ausgrenzung zu ergreifen.

**Gender Mainstreaming in der Organisationsentwicklung:** Hierzu zählen neben der Einrichtung von Gleichstellungskommissionen auch die geschlechtersensible Präsentation der Hochschule nach Innen und Außen sowie die Integration von Aspekten der Geschlechterforschung in Forschung und Lehre aller Disziplinen.

**Gender Mainstreaming in der Qualitätssicherung:** Für die Sicherung der Gleichstellung im Geschlechterverhältnis stehen Instrumente zur Verfügung. Die OECD und die Europäische Kommission schlagen verschiedene Indikatoren vor (etwa Beteiligung, Wertschätzung, Ressourcenverteilung, Rechte etc); darüber hinaus wurden Checklisten erarbeitet, die den Prozess in den verschiedenen Phasen der Planung, Gestaltung, Umsetzung und Bewertung sichern. Analytische Techniken des Gender-Controlling sind außer-

dem die Aufstellung geschlechtsspezifischer Statistiken, Kosten-Nutzen-Analysen nach Geschlecht und Geschlechterrollen sowie Gender-Expertisen, die bestimmte Fachfragen aufgreifen und mit dem Stand der Geschlechterforschung verknüpfen. Darüber hinaus werden mittels konsultativer und partizipatorischer Techniken auch Alltagserfahrungen von Frauen und Männern genutzt wie zum Beispiel in Interessenverbänden, Netzwerken, Think-tanks etc.

**Gender Mainstreaming in der Mittelvergabe:** Die systematische Einbeziehung von Geschlechterfragen in die Forschungsförderung und eine dem Gleichstellungsziel angemessene Mittelverteilung sind weitere Maßnahmen des Mainstreaming-Prozesses; hier sind Anreiz- und Sanktionssysteme ein erprobtes Instrument.

Es ist einerseits die politische Verpflichtung, die die Umsetzung der Strategie an den Hochschulen befördert, andererseits scheint der Aufbruch aber auch dem zunehmenden Veränderungsdruck geschuldet, der die traditionelle Institution Universität erreicht: internationaler Wettbewerb, die Notwendigkeit, Hochschulen zu attraktiven Arbeitsplätzen und Lernstätten zu machen, die Anforderung des lebenslangen Lernens und die Flexibilisierung des Wissens und schließlich der Druck, das Tun und die Bedeutung der Hochschulen öffentlich nachzuweisen.

Gender Mainstreaming ist dem Wandel geschuldet und ist aus diesem Grund geeignet, diesen Wandel voranzutreiben. Die Utopie, die dahinter steht, ist eine Kultur der gemeinsamen Verantwortung für (Geschlechter)gerechtigkeit, denn im Mainstreaming von Gleichstellungsfragen liegt die grundsätzliche Chance, allgemeine Reformprozesse anzuregen und damit grundlegende Hierarchien abzubauen.

# ÜBER DAS SCHICKSAL EINIGER IDEALE

schreibt Elena Tatievskaya und sieht dabei die Gleichberechtigung der Frau in Russland von einer erheblichen Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit bestimmt.

1920 kurz nach der Oktoberrevolution stellte Lenin der russischen Jugend eine Aufgabe - die Aufgabe zu lernen. Ein verarmtes Land, in welchem, nach einer treffenden Bemerkung eines russischen Schriftstellers und Schauspielers, das Volk den Weg zum Kommunismus wählte, um satt zu werden, konnte als selbständiges Land nur dann überleben, wenn innerhalb kürzester Zeit der Staat eine Großindustrie schaffen könnte, deren Grundlage die Elektrifizierung des ganzen Landes werden sollte. Angesichts dieser Aufgabe konnte man, nach Lenins Worten, Analphabeten nicht brauchen. So wurde Bildung in Sowjetrußland zum Staatsprogramm und das Ideal der Bildung zu einem der herrschenden Ideale.

Die Jugend wurde auch dort gefordert, wo es sich um Entlastung der Frau handelte, die durch die allgemeine wirtschaftliche Rückständigkeit und die traditionelle Aufgabenteilung in der Familie zu Unterdrückung verurteilt war. Das andere Ideal, das zum Sollen erklärt wurde und das eng mit dem Ideal der Bildung zusammenhing, war das Ideal einer befreiten Frau, einer Frau, die gebildet und berufstätig ist und die außerdem auch eine Familie hat. Die Kinoheldinnen, die Millionen begeisterten, waren begabt: jede war in erster Linie Biologin oder Sängerin, Pilotin oder Zirkusartistin, Hirtin oder Ärztin. Jede von ihnen war nicht nur ein Sinnbild der

Liebe oder der Treue, jede hatte auch eine bestimmte gesellschaftliche Funktion. Die Ausübung einer solchen Funktion - eine bewusste Teilnahme am Leben eines Kollektivs oder (allgemeiner) der Gesellschaft - war auch ein Ideal.

Die Entwicklung des Sowjetischen Staates hat allerdings bestätigt, dass nicht alle Ideale zu persönlichen Idealen und Werten eines Jeden werden, selbst wenn diese Ideale die gesellschaftliche Ordnung und die Lebensweise der Menschen verändern. Die wirtschaftliche Entwicklung zeigte, dass der Arbeiter einer anderen Motivation bedarf, um besser zu arbeiten, als das Bewusstsein, dass er seine Arbeit für das allgemeine Wohl verrichtet, und dass das gesellschaftliche Eigentum schließlich als niemandes Eigentum betrachtet und behandelt wird.

Die soziale Entwicklung führte dazu, dass die Rolle des gesellschaftlich agierenden Subjekts die Masse übernahm. Die Schaffung dieser heterogenen sozialen Gemeinschaft schreibt man Stalin zu. Sie war die Kehrseite eines anderen Prozesses - des Prozesses der Bildung der Parteibürokratie, die in Wirklichkeit die Rolle einer selbstständigen und von der Volksmasse unabhängigen Staatsmacht erlangte, die in ihrer Selbstständigkeit nur mit der Zarenautokratie vergleichbar ist. Wenn man die Masse als ein soziales Subjekt charakterisiert und

das Bewusstsein dieses Subjekts beschreibt, spricht man in erster Linie von Stereotypen - von Gebilden, die länger bestehen bleiben als die zu ihrer Entstehung führenden sozialen Beziehungen, und von dem Vorkommen verschiedener, oft widersprüchlicher Ziele und Bedeutungen.

Wenn man sich nun die Masse des russischen Volkes ansieht, merkt man verschiedenste Realisierungen dieser beiden Charakteristika. Eines der beliebtesten Stereotype ist die patriarchalische Vorstellung von der Rolle der Frau, eine Vorstellung, die besondere Verstärkung nach der von Gorbatschow initiierten Zerschlagung des Parteiapparates erhielt und die sich auf unterschiedlichste Art äußert. Immer wieder hört man von dem Phantom der Frauenlogik. Politiker sammeln Sympathien, wenn ihre Frauen schweigsam und fast nicht zu bemerken im Schatten ihrer Gatten stehen, und werden als Pantoffelhelden verspottet, sobald ihre Frauen Intelligenz zeigen. Einige Studierende erklären die besseren Noten ihrer Kommilitoninnen mit der Nachsicht der Professoren gegenüber dem „schwachen“ Geschlecht. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die meisten Berufsbezeichnungen und akademischen Titel im Russischen keine Ableitung des weiblichen Geschlechts haben, sondern nur abwertend mit der entsprechenden Endung gebraucht werden.



In dieser Tatsache könnte man ein Zeichen dafür sehen, dass die Vorstellung von der Gleichberechtigung der Frau doch zu einem Teil des Massenbewusstseins geworden ist. Diese Vorstellung wurde sogar zu einem anderen Stereotyp, so dass man oft auch die Möglichkeiten, einige dieser Rechte zu realisieren, für vollkommen gleich hält. Das zeigt, dass in mancher Hinsicht diese Vorstellung an Illusion grenzt.

Obwohl die Frau in der russischen Gesellschaft die gleichen Rechte wie der Mann hat, ist die Realisierung einiger dieser Rechte erschwert. Sie sind nur dann zu verwirklichen, wenn die Frau ihre persönlichen Werte in ihrem Beruf sieht, den Beruf von ihrer Berufung nicht trennt und bereit ist, ihr Leben ihrer Arbeit zu widmen.

Die tatsächliche Ungleichheit wird meistens verschwiegen. Als eine unabänderliche Realität wird hingenommen, dass z. B. eine Frau ohne Familie viel bessere Chancen bei der Arbeitssuche hat als eine Frau mit Kindern, aber immer noch schlechtere Chancen als ein Mann, dessen Familienstand keine Rolle für seinen Werdegang spielt, und dass viele Frauen eine akademische Karriere nach dem Studium gar nicht in Betracht ziehen, weil das zugleich einen harten Kampf nicht nur um bessere Aussichten sondern auch ums Überleben bedeutet.

Die Kluft zwischen den staatlich anerkannten Werten einerseits und Wertvorstellungen, die aus der alltäglichen Erfahrung entstehen andererseits, zwischen deklarierten Rechten und der Wirklichkeit ihrer Realisierung, zwischen Schein und Realität ist ein wesentliches Charakteristikum des zerfallenden sozialistischen gesellschaftlichen Systems, und wird in dem Land, in dem die Geduld des Volkes schon sprichwörtlich wurde und in welchem jahrzehntlang der einzige Ort, an dem man seine politischen Meinungen offen äußerte, die Familienküche war,



ertragen. Da keine staatliche Institutionen die Aufgabe übernimmt, sich mit der Frauenfrage zu beschäftigen, entsteht die Illusion, dass es die Frage nicht gibt.

Wenn man von dieser Illusion und vielleicht von eigenen beruflichen Erfolgen gefesselt ist und dann durch irgendwelche Umstände vor die Realität des Lebens in Deutschland gestellt wird, ist man in erster Linie überrascht von der Allgegenwart der Frauenorganisationen und besonders von der Existenz spezieller Programme für Frauen, die einer Frau Unterstützung bei der Forschungsarbeit bieten.

Zunächst scheint es, dass deren Existenz ein Zeichen für Unreife der Gesellschaft ist, weil man sich immer noch vage an die russischen Frauenräte erinnert, die heutzutage schon der Geschichte angehören oder zu Institutionen geworden sind, die sich rein nominell mit den Problemen der Gleichberechtigung der Frauen beschäftigen oder repräsentative Funktionen ausüben. Man projiziert die in einer Gesellschaft gebildeten Vorstellungen auf die Wirklichkeit der Gesellschaft eines anderen Landes und kommt in erster Linie zum Schluss, dass die Existenz besonderer staatlicher Programme für Frauen auf die Existenz der Frauenfrage deutet, was u. a. bedeutet: auf die Existenz der Probleme, welche die Frau bei der Realisierung ihrer beruflichen Wahl oder Karriere haben könnte. Wenn man aber die

russische Situation aus der Ferne überblickt und anerkennt, dass das Bewusstsein eines Problems die notwendige Voraussetzung für die Lösung dieses Problems ist und das Verschweigen von Schwierigkeiten das Fehlen dieser Schwierigkeiten nicht impliziert, stellt man sich auch die Frage, was die Gesellschaft dadurch gewinnt, dass sie Frauen fördert und ihnen hilft u. a. den Berufsweg mit der Familie zu vereinbaren.

Was die Frau dabei gewinnt, liegt auf der Hand – eine reale Chance, ihre Fähigkeiten zu realisieren und die beruflichen Ziele zu verwirklichen. Zweifelsohne gewinnt dabei auch die Gesellschaft. Das strenge Auswahlverfahren, das von Programmen, die die Forschungsarbeit von Frauen fördern, vorgesehen wird, führt letztendlich dazu, dass nicht jede Frau, die mit dem Gedanken spielt, sich in Zukunft einer akademischen Karriere zu widmen, diesen Weg tatsächlich einschlägt. Diejenige, die das macht, macht das in der Regel nicht zufällig. Sie sieht in ihrem Beruf eine ihrer wichtigsten Lebensaufgaben und erklärt sich durch ihre Wahl bereit, nicht nur ihre Zeit und Kraft in die Forschungsarbeit zu investieren, sondern auch ihre Ergebnisse jederzeit zur Diskussion zu stellen und zu verteidigen. Für den Fall, dass sich diese Bereitschaft in die Tat umsetzt, gewinnt letztendlich die Wissenschaft: sie gewinnt Kräfte, die fähig sind, selbständig und verantwortungsvoll zu denken und zu handeln.

Sibirische Dorfschulklasse im Jahr 1934

Von Lenin eine Aufgabe bekommen: Lernen!

# Wie haben Sie es geschafft, mit einem Mann und zwei Kindern Professorin zu werden?

Ekaterina Tscherepanova

berichtet über ihre Karriere als Wissenschaftlerin in Russland

Mein Name ist Ekaterina Tscherepanova. Ich bin Professorin für Philosophie an der Gorki Ural State University in Ekaterinburg. Ich arbeite dort an dem 2001 gegründeten Ural Center for Advanced Studies and Education (UCASE) mit dem Forschungsschwerpunkt „Pädagogik der Toleranz“. Aus diesem Grund war ich auf Einladung von Prof. Dr. Leonie Herwartz-Emden im Sommer 2003 zu einem Forschungsaufenthalt an der Universität Augsburg, wo ich im Rahmen des Arbeitskreises „Friedens- und Konfliktforschung“ interessante Anregungen für meine Arbeit erhalten habe.

Der Weg zu meiner heutigen Tätigkeit als Professorin war nicht immer einfach. Heute sind in Russland viele Probleme gelöst, die früher die Karriere junger Wissenschaftler verhinderten. Die Universitäten in Russland stehen heute für Forschungen offen, und die meisten Universitäten unterstützen junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Ich selbst begann meine wissenschaftliche Karriere Anfang der 90er Jahre in einer für das russische Bildungssystem sehr komplizierten Periode: Computerausstattung gab es nur an den naturwissenschaftlichen Fakultäten, ein Zugang zum Internet existierte nicht, das alles verzögerte die Forschungsarbeiten sehr. Junge Wissenschaftler erhiel-

ten keinerlei finanzielle Unterstützung, auch die Dienstreisen zu den Bibliotheken in den Großstädten wurden nicht bezahlt. Dazu kamen weitere finanzielle Probleme: Das Gehalt eines Hochschullehrers ist auch heute noch sehr niedrig; zu jener Zeit gab es überhaupt keine Möglichkeit, eigenständige wissenschaftliche Forschungen zu bezahlen. Auch die Promotion erhöhte das Gehalt nicht, wie es in der Zeit des Sozialismus üblich gewesen war.

Doch mir war meine wissenschaftliche Arbeit sehr wichtig und ich hatte mir zum Ziel gesetzt, eine Stelle an einer Universität zu bekommen. Fast alle Ersparnisse meiner Familie wurden für diesen Zweck eingesetzt. Außerdem gab ein weiteres Problem, das sich auch heute nach wie vor insbesondere für Frauen stellt: Kinder. Zur Zeit meiner Promotion hatte ich zwei kleine Kinder, und meine Mutter, die damals in ihrem Beruf sehr erfolgreich war und auch für die Zukunft gute berufliche Aussichten gehabt hätte, war gezwungen, in Rente zu gehen, um mich zu unterstützen. Nur durch diese Hilfe war es mir möglich, zu promovieren. Um überhaupt an der Universität unterrichten zu können – noch vor meiner Promotion – musste ich auf die Mutterschutzfrist verzichten. Mein Sohn war fünf Tage jung, als ich zu arbeiten

begann. Bis heute denke ich darüber nach, ob meine Karrierebestrebungen seine emotionale Entwicklung nicht nachteilig beeinflusst haben.

Meine Habilitation fand im Jahr 2000 statt. Auch zu dieser Zeit – wie schon in den 90er Jahren – konnte ich die Zahl meiner Vorlesungen und den Umfang meiner Verwaltungsaufgaben als Stellvertreterin des Dekans nicht verringern. Meine Bücher schrieb ich während der vorlesungsfreien Zeit, die verschiedenen Unterlagen für meine Habilitationsschrift übersetzte ich bei jeder nur irgendwie möglichen Gelegenheit: In der Straßenbahn, im Krankenhaus, in den verschiedenen Warteschlangen usw. Wieder verzichtete meine Mutter darauf, zu arbeiten, um mich in meinem Alltag zu unterstützen. Die Fahrten in die Moskauer Bibliotheken bezahlte ich selbst und nahm dafür einen Nebenjob an: Ich hielt Vorlesungen an den anderen Universitäten in unserer Stadt.

Heute sind die Arbeitsbedingungen junger Wissenschaftler viel besser geworden. Doch auch heute haben es Frauen in der Wissenschaft schwerer als Männer. Und bis heute fragt man mich immer wieder: „Wie haben Sie es geschafft, mit einem Mann und zwei Kindern Professorin zu werden?“

# SUCHE NACH EINER NEUEN IDENTITÄT

Azra Pourgholam-Ernst – Trägerin des Augsburger  
Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2003 –  
über Iranerinnen an Hochschulen

## 1. FRAUENSTUDIUM IM IRAN UNTER DEN BEDINGUNGEN DES SCHAHREGIMES

Nach einer westlich orientierten Wandlung der iranischen Gesellschaft in der Schahzeit haben Frauen einige gesellschaftliche Rechte gewonnen. Diese Rechte waren aber weiterhin an die kulturellen Rahmenbedingungen der iranischen Gesellschaft gekoppelt, das heißt, es handelte sich weniger um einen Emanzipationsschub, im europäischen Sinne des Wortes, sondern um die Schaffung von Handlungsspielräumen, die mit der iranischen Kultur vereinbar waren. Die iranischen Frauen nutzten diese Möglichkeiten und wurden bald überall aktiv. Die Bildung von Frauen bekam dabei einen besonderen Stellenwert, so dass die Gründung einer Frauen Universität den Weg zur Bildung für Frauen erleichtern sollte.

Die Entwicklung verlief schnell. Trotz des traditionellen Betätigungsfeldes der Frau in der Familie, drangen Frauen alsbald auch in andere Bereiche vor. An den Universitäten gab es keine Fächer, die von Frauen nicht hätten studiert werden dürfen. Frauen und Männer waren in der Wahl ihres Studienfachs gleichgestellt. Binnen kurzer Zeit besetzten Frauen wichtige Positionen so-

wohl an den Universitäten als auch in der Politik. Zum Beispiel war damals die Position des Ministers für Kultur jahrelang von einer Frau besetzt. Nach und nach ergaben sich viele Kontakte zu Universitäten in aller Welt besonders in den USA, und es gab viele Studentenaustausch-Programme. Faktisch war das Studium dennoch längst noch nicht selbstverständlich und allen Frauen zugänglich. Das hatte verschiedene Gründe. Das niedrige wirtschaftliche Wachstum des Landes wirkte hemmend auf Investitionen im Bildungsbereich. Von finanziellen Engpässen waren sowohl die öffentliche Hand als auch die Privathaushalte betroffen. Die sozialen und gesellschaftlichen Einrichtungen wie zum Beispiel die Universitäten waren deswegen auch sehr zentralisiert. Am Anfang dieser Bewegung war es absolut nicht vorstellbar, dass eine Familie in der Lage gewesen wäre, ihre Kinder und gerade ihre Töchter auf eine Universität, was ja bedeutet hätte nach Teheran, zu schicken. Das Studium war von daher zunächst nur für Frauen einer höheren gesellschaftlichen Schicht möglich. D.h. nur die Frauen, die zur Oberschicht und oberen Mittelschicht gehörten oder aus einer elitären Familie mit höherer Kultur kamen, konnten an dieser Entwicklung partizipieren und die Gelegenheit zur Bildung wahrnehmen.

Im Zuge einer verbesserten wirtschaftlichen Lage und der weiteren politischen Entwicklung wurde die Bildung immer größeren Kreisen der Bevölkerung zugänglich, so dass zunehmend mehr Frauen und Mädchen ein Studium aufnehmen konnten. Als Vertreterin der dritten oder vielleicht vierten Generation von Frauen fing ich 1979 an, an der Frauen – Universität Al-zahra zu studieren.

Im Iran setzt ein universitäres Studium das Bestehen einer Aufnahmeprüfung voraus. Insgesamt ähnelte das iranische Bildungssystem – das Verhältnis von Studierenden und Lehrenden, die curricularen Angebote sowie die Einrichtungen – mehr den Bedingungen an amerikanischen und teilweise an europäischen Hochschulen. Das universitäre Leben in der Schahzeit konnte ich persönlich nicht erfahren, weil gleichzeitig mit meinem Studienanfang die Revolution im Iran begann.

## 2. DIE REVOLUTION IM IRAN UND DIE NEUE ROLLE DER FRAU IN DER GESELLSCHAFT UND AN DER HOCHSCHULE

Nach der Revolution 1979 hat sich die Rolle der Frau in der Gesellschaft geändert. In dieser Zeit hatten Frauen bereits in verschiedenen Bereichen soziale Verant-

wortung übernommen und ihre soziale Rolle selbstverständlich erfüllt. Es war allerdings nicht gerade einfach, neben der Karriere auch die Rolle der Ehefrau und Mutter zu erfüllen, zumal die traditionelle Frauenrolle in der Familie einen besonderen Stellenwert hatte. Viele Frauen hatten zu diesem Zeitpunkt die doppelten Anforderungen der familiären und traditionellen Rolle als Frau zu erfüllen. Dies hinderte sie jedoch nicht daran, auch außerhalb der Familie aktiv zu sein und in verschiedenen Bereichen verantwortungsvolle soziale Positionen einzunehmen.

Nach der Revolution wandelte sich das Verständnis der Frauenrolle abermals und der Schwerpunkt wurde auf die Wahrung und Pflege der traditionellen Frauenrolle gelegt. Die Folgen waren eine deutlich spürbare Verschlechterung des zivil- und strafrechtlichen Status der Frau und Ausschluss der Frauen aus bestimmten Berufen wie etwa dem Richteramt. Dieser Wandel war ein Rückschritt in der Entwicklung der Frauenrechte und der Stellung der Frau in der Gesellschaft.

Aber die Trennung zwischen Frauen und Männer in allen Bereichen bedeutete nicht nur eine Einschränkung für die Frauen, sondern auch eine Herausforderung, durch die Selbständigkeit gefördert wurde.

Auf der einen Seite konnten Frauen an den Universitäten nicht in allen Fächern studieren. Zum Beispiel durften sich für die Fächer Jura und manche Fachrichtungen der Medizin nur Männer einschreiben. Andere Fächer, wie z. B. Gynäkologie waren wiederum eindeutig Frauendomäne. Zu Beginn der Revolution durften Studentinnen keinen Kontakt zu ihren männlichen Kommilitonen haben, so dass gar die Sitzplätze in ein und demselben Raum nach Geschlechtern getrennt waren. Überall an den Universitäten wur-

den getrennte Abteilungen und Sitzplätze für Männer und Frauen eingerichtet, sogar in den Bibliotheken und in der Mensa.

Diese Geschlechtertrennung führte auf der anderen Seite dazu, dass in manchen Bereichen die Frauen eigene Lösungen entwickelten und so eigene Wege gehen konnten, z.B. bei sportlichen Aktivitäten. Sportunterricht von Mädchen durch einen Lehrer war untersagt. Niemand zwang die Frauen, weiblich geführten Sport zu etablieren. Sie taten es aber, indem sie die Ausbildung in der Schule und die Betreuung von Sportlerinnen organisierten und durchführten. Nur so war es überhaupt möglich, dass der Frauensport überlebte. Vor allem gab es in dieser schwierigen Zeit kein Geld, kein Interesse für und keine Förderung von Frauen. Unter solchen – Frauen demütigenden – Bedingungen konnten Frauen nur durch eigene Motivation und eine Art heimlichen, friedlichen Widerstand, den sie sich zur Aufgabe gemacht hatten, zu Selbstständigkeit und Selbstverwirklichung finden.

Trotz all dieser kritischen und schwierigen Momente haben die Frauen im Iran viel erreicht. In dieser Zeit durften sie zwar an keinen öffentlichen und schon gar nicht an internationalen sportlichen Wettkämpfen teilnehmen, aber sie haben gezeigt, wie sie selbstständig, trotz mangelnder Hilfe und Unterstützung, sportliche Organisationen sehr wohl führen konnten.

Es mag paradox klingen, aber restriktiven Bedingungen wie die Einschränkungen, die die Frauen in der Gesellschaft trafen, hohe Arbeitslosigkeit, unsichere Zukunftsperspektive ließen das Interesse von Frauen an gesellschaftlicher Partizipation und an Bildung nur noch erstarken. Hilfreich waren dabei ihre Erfahrungen mit selbstständiger Arbeit aus der Schah-Ära. Eine solche Entwicklung ist kaum denkbar, ohne

den Stolz und das Selbstvertrauen der iranischen Frauen sowie ihre Zuversicht in eine bessere Zukunft. Der Weg zur Bildung schien für Frauen notwendig zu sein, wollten sie sich als gleichberechtigte, sachverständige Gesprächspartnerinnen in der Gesellschaft präsentieren. Bildung schärfte das Bewusstsein für Benachteiligungen und machte Mut gegen diese Benachteiligungen zu demonstrieren. Vor allem konnten Frauen durch Qualifizierung und Selbstverwirklichung ihr Dasein und ihre Identität neu definieren. Iranische Frauen versuchten auf diesem Weg ihr Bedürfnis nach Beteiligung am gesellschaftlichen Wandel auszudrücken. Sie wollten zeigen, wie wichtig ihnen ist, dass gesellschaftliche und politische Entscheidungen nicht über ihre Köpfe hinweg getroffen werden, sondern Frauen mitentscheiden müssen. Diesen Frauen war es bewusst, dass sie studieren und sich weiter qualifizieren müssen, um all das zu erreichen. Ihr politischer und sozialer Kampf um ein besseres Leben wandelte sich in einen Kampf für einen Studienplatz.

Die Anzahl der Studentinnen an iranischen Universitäten stieg kontinuierlich an, so dass im Jahr 1998/99 die Zahl der Studentinnen an iranischen Hochschulen durchschnittlich 42% betrug. In den akademischen Berufen und auf der Führungsebene stieg der Frauenanteil ebenfalls.

Diese Entwicklungen sind im Westen kaum bekannt. Vielmehr zeigen die Medien ein Bild von eher unterdrückten Frauen mit eingeschränkten Rechten. Aber die Realität ist anders. Die öffentliche Präsenz der Frauen wurde nach der Revolution nicht geringer, sondern sie verstärkte sich in allen Bereichen. Im medizinischen und schulischen Bereich sind etwa 50 % der Beschäftigten Frauen.

In Folge dieser Entwicklung stieg die Zahl der beschäftigten Frauen



in staatlichen Führungspositionen von 1997 bis 1999 um ca. 300 %. Damit beträgt der Frauenanteil bei den staatlichen Führungspositionen 5,5 %. Iranische Beamte sind zu 30,3 % Frauen. Die meisten weiblichen Führungspositionen in der Islamischen Republik Iran sind in den Ministerien für Wirtschaft und Finanzen und Gesundheit angesiedelt.

Inzwischen sind 63 % der Studierenden an den Universitäten Frauen, die nach dem Abschluss in verschiedenen Bereichen arbeiten, obwohl ihnen ganz wenige

und dazu noch relativ schlecht bezahlte Berufsfelder offen stehen wie z.B. der Lehrerberuf oder die universitäre Laufbahn.

Durch diesen stark verbesserten Zugang zur Bildung für Frauen, ihr andauerndes Interesse an Bildung und ihr gesellschaftliches Engagement hat sich auch die ökonomische und gesellschaftliche Situation der Frauen im Iran verbessert.

Aufgrund dieser Entwicklung und der Erfolge im Bildungsbereich sowie der starken Präsenz der

Frauen im sozialen Bereich konnte sich das offiziell propagierte traditionelle Leitbild der Frau als Mutter und Ehefrau nicht ganz durchsetzen.

Für die Iranerinnen war das Ausgestalten und das Ausleben der doppelten Rolle der Frau als Mutter und Ehefrau und als sozial aktive Frau keine Behinderung, sondern eine Herausforderung, sich selbst und der Gesellschaft ihre wichtige Aufgabe klar zu machen. Dabei war die Struktur der Großfamilie für die berufstätige Frau hilfreich, um Karriere und Familie miteinander vereinbaren zu können. Den iranischen Frauen war und ist bewusst, dass die Erwartung an Frauen hinsichtlich der Erfüllung ihrer traditionellen Rolle als Ehefrau und Mutter ihre Bedeutung und nach wie vor Aktualität haben. Frauen im Iran kämpfen nicht gegen ihre Rolle als Ehefrau und Mutter. Sie versuchen diese Rolle durch das Bild einer sozial aktiven und engagierten Frau zu ergänzen. Dabei konzentrieren sie sich auf die wenigen Möglichkeiten, die ihnen in der iranischen Gesellschaft zur Verfügung stehen, um ihre individuellen Ressourcen einzusetzen und die familiären und häuslichen Aufgaben mit ihren gesellschaftlichen Zielen zu vereinbaren.

### 3. WISSENSCHAFTLICHE QUALIFIZIERUNG DURCH AUSLANDSSTUDIUM: IRANISCHE STUDENTINNEN IN DEUTSCHLAND

Da es nach der Revolution und nach dem Krieg zwischen Iran und Irak keine Möglichkeit zur Fortsetzung des Studiums gab, nahm ich mir vor, im Ausland zu studieren. Nicht nur, weil ich mir persönlich das Ziel gesetzt hatte, mich als Person zu entfalten, sondern auch wegen des Gedankens, etwas tun zu müssen. Es war mir wichtig, mich am politischen und gesellschaftlichen Wandel hin zur Freiheit sinnvoll und friedlich zu beteiligen. Motiv war ein gewisses

Verantwortungsgefühl, welches sich bei mir und meiner Generation aufgrund der Erfahrungen mit der Revolution, dem Krieg, der Hoffnung und der Hoffungslosigkeit entwickelt hat. Die Situation war noch kritisch. Es gab keine Möglichkeit zu studieren, zu arbeiten und nicht einmal zu jobben. Nur durch eigene Initiative und Mühe konnte man etwas Sinnvolles tun. So habe ich mich zunächst an den wenigen vorhandenen Projekten beteiligt, ohne Geld und ohne Zugang zur wissenschaftlichen Literatur.

Nach der Zulassung zur Universität Dortmund konnte ich in Dortmund anfangen zu studieren. Natürlich besaß ich keine Kenntnisse der deutschen Sprache, die ich erst hier gelernt habe. Anfangs genoss ich die zahlreichen Möglichkeiten zur Entfaltung, die offenen Türen von Universitäten, das Studium ohne Aufnahmeprüfung und vieles mehr. Dennoch machte ich mir keine Illusionen, im Paradies aufgenommen zu sein.

Die Hauptschwierigkeit für ausländische Studierende wie ich eine in Deutschland war, sind nach wie vor die Arbeitserlaubnis und das Visumsproblem. Diese Problematik betrifft vor allem die StudentInnen aus sogenannten Entwicklungsländern. Hinzu kommen Probleme bei der Anerkennung der bisherigen Studienleistungen aus dem eigenen Land. Diese Schwierigkeiten begleiten die ausländischen Studierenden hier die ganze Zeit und schränken Konzentration und Kraft für das neue Leben und Studium ein.

Trotz all dieser Probleme habe ich meine Ziele erreicht, dennoch denke ich, dass mit dem abgeschlossenen Studium noch lange nicht alles zu Ende ist. Ich habe eher das Gefühl, ich befinde mich immer noch am Anfang, bin gerade unterwegs, etwas zu erreichen. Dann denke ich, das Studium ist immer noch kein Ziel, sondern Mittel zum Ziel. Und was ist dann

das Ziel für eine Frau!? Was will sie eigentlich erreichen!?

### 4. ZWISCHEN WISSENSCHAFTLICHER ETABLIERUNG IM GASTLAND UND RÜCKKEHROPTION: WELCHE PERSPEKTIVEN BIETEN SICH NACH DEM AUSLANDSSTUDIUM FÜR IRANISCHE WISSENSCHAFTLERINNEN?

Da der Kampf für die Gleichstellung von Mann und Frau im Iran eine andere Qualität hat, beinhaltet er andere Dimensionen. Das Studium und der akademische Grad können die Frauen im Iran in die Lage versetzen, in eine höhere politische oder soziale Position aufzusteigen, wo sie sich für gesellschaftliche und politische Ziele einsetzen und an den gesellschaftlichen Entscheidungen mitwirken können. Erst mit einer akademischen Ausbildung werden Frauen und ihr Engagement anerkannt. Heutzutage ist das Studium von und für Frauen im Iran kein Thema mehr, mit dem man sich beschäftigen müsste. Die Bildung ist aber nach wie vor der Weg und der Kampf, um die Anerkennung als Frau und um die Freiheit und Gleichberechtigung. Das Studium ist ein Symbol für bedeutsame persönliche und gesellschaftliche Ziele. Es ist mehr ein Kampf und eine Herausforderung, die nicht durch und in Freiheit möglich ist, sondern erst zur Freiheit führt. Diese Freiheit muss von Verantwortung begleitet sein. Eine solche Verantwortung hatte sich zuvor durch die soziale Diskriminierung und Benachteiligung stark entwickelt. Die Chance, diese Situation zu ändern, kann durch ein Studium im Ausland erleichtert werden. Obwohl sich nach der Rückkehr für Frauen eine gute Perspektive auf Arbeit eröffnet, da es im Iran an ExpertInnen mangelt, ist sie doch kein leichter Weg. Im Iran ist man WissenschaftlerInnen, die in westeuropäischen Ländern studiert haben, kritisch gegenüber eingestellt. Die

potentiellen Arbeitgeber miss-trauen nicht nur der vermeintlich „verwestlichten“ Fachkompetenz, sondern auch dem Geschlecht. Also erleichtert ein Auslandsstudium die Chance, im Iran eine Stelle zu finden, für Frauen und Männer nicht gleichermaßen.

Im Gegensatz zu Europa existieren im Iran nur sehr wenige gesellschaftliche Ressourcen wie Institutionen oder soziale Einrichtungen für Frauen. Frauen sind deshalb allein auf die Eigeninitiative und ihre individuellen Ressourcen angewiesen, um die gesellschaftliche Entwicklung aktiv gestalten zu können. Die persönliche Selbstverwirklichung und der soziale Widerstand gegen die Benachteiligungen fangen im alltäglichen Leben an, auch da, wo die Frau sich für einen Studienplatz gegenüber Tausenden jungen IranerInnen durchsetzen muss.

Die Qualität und die Ziele des Kampfes unterscheiden sich stark zwischen dem Westen und solchen Ländern wie Iran, wie auch die politischen Systeme und die soziokulturellen Rahmenbedingungen beider Regionen differieren. Im Westen haben Frauen schon lange die Gleichberechtigung in den meisten Lebensbereichen erkämpft; sie definieren ihre Identität selbst und die Frauenbewegung setzt sich auch für den Frieden ein. Iranerinnen kämpfen noch immer gegen die wiederkehrenden fremden Erwartungen, Vorschriften und Rollendefinitionen. Durch die politischen und sozialen Veränderungen, die Unruhe und Instabilität mit sich brachten, wurde den Frauen die Möglichkeit geraubt, ihre Identität und ihre Frauenrolle selbst zu definieren. Aber sie haben erfahren, was den Weg zur Selbstbestimmung leichter macht und ihrem Widerstand gegen Benachteiligungen und Diskriminierungen mehr Ausdruck verleiht. Sie haben sich für das Studium als den einzigen für sie gangbaren Weg entschieden.



Dr. Azra Pourgholam-Ernst bei der Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien am 13. Mai 2003. Foto: Christa Holscher

# KARRIERE UND LEBEN ALS STRUKTURARBEIT

Leonie Herwartz-Emden über Frauen im Wissenschaftsbetrieb

**F**rauen haben Großes für die Entwicklung der Wissenschaft geleistet, wichtige Werke von Frauen liegen vor. Aber Frauen sind bis heute in der Wissenschaftsgeschichte wenig sichtbar, die Wissenschaftsgeschichte ist frauenlos (Ruth Hagengruber, 2003) und die Erforschung der europäischen Wissenschaftsgeschichte und ihrer Traditionen findet nach wie vor weder in Deutschland noch in Europa statt.

**F**rauen hatten große Schwierigkeiten, Zugang zu den Institutionen der Wissenschaft zu finden, nicht selten forschten sie demzufolge außerhalb der Institute, unterbezahlt und in wenig anerkannten Positionen. Ein berühmtes Beispiel dafür ist die wissenschaftliche Biographie der Ethnologin Margaret Mead, die als Forscherin weltberühmt wurde, aber nie eine ordentliche Professur innehatte. Ähnlich gilt dies für Charlotte Bühler, die bahnbrechende Arbeiten in der Entwicklungspsychologie leistete, aber in Wien keinen Lehrstuhl hatte, sondern lediglich als Privatdozentin tätig war (Ilse Bürmann/Leonie Herwartz-Emden, 1993).

**A**us dieser Perspektive ist es nicht verwunderlich, dass Frauen nicht Teil der institutionalisierten Wissenschaftsgeschichte werden – die Institutionen gewährten ihnen nur marginale Positionen.

**D**enkt man über Restriktionen für die weibliche Karriere nach, stellt sich die Frage, wie Frauen im Wissenschaftsbetrieb eine Identität finden, wie Identitätskonstruktionen moderner Wissenschaftlerin-

nen aussehen? Damit werden die Restriktionen durch die Institution ebenso wie die durch die weibliche Biographie bedingten Hürden für eine wissenschaftliche Karriere aus der Perspektive der Individuen und ihrer individuellen Lebensarrangements zum Thema.

**A**usgehend von der bildungspolitischen Aufbruchstimmung der 1960er und 1970er Jahre der alten Bundesrepublik war es erstmals für Mädchen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit möglich, Abitur und Studium anzustreben und in die Universitäten vorzudringen. In diesem zeitgeschichtlichen Zusammenhang lassen sich eine Reihe von Modernisierungsschüben auffinden, wie zum Beispiel die Studentenbewegung mit ihren gesellschaftspolitischen Ansprüchen und den vielfältigen damit einhergehenden Veränderungen, vornehmlich im Bereich der Erziehung, aber auch die neue Frauenbewegung. Schließlich wurden die Kräfteverhältnisse zwischen den Geschlechtern in Frage gestellt, traditionale Geschlechterarrangements sowie ihre symbolische Ordnung wurden kritisiert.

**D**ie Universitäten waren zu diesem Zeitpunkt weitgehend frauenlos – nicht bei der Gruppe der Studierenden, aber fast durchgängig in den Lehrkörpern der Fakultäten. Eine Identität als Studentin zu finden, war noch möglich, als Doktorandin war dies schwieriger, als angehende Wissenschaftlerin und Hochschullehrerin angemessene Identitätskonstruktionen zu schaffen, war zu dem damaligen Zeitpunkt eine große Herausforderung.

**T**raditionelle Ansichten von Frauen und Weiblichkeit, aber auch von Mannsein und Männlichkeit gerieten dabei ebenso ins Wanken wie traditionelle männlich-patriarchal geprägte Berufsbilder. Die als weiblich und männlich konnotierten Bereiche in der öffentlichen wie in der privaten Sphäre mussten neu bestimmt werden, Prioritäten in der Lebensform selbst gesetzt werden. Vorbildlosigkeit war der Motor zur selbstbestimmten Identitätsfindung und der gewählten Lebensform. Die Herausbildung einer Identität als Frau in der Wissenschaft war sowohl ein emanzipatorischer Prozess für die Individuen als auch ein zentraler Punkt in der Genese der von Frauen entwickelten Forschungsfragen, ihrer Themen, Forschungsgegenstände und Methoden. Dies gilt insbesondere für die feministisch orientierten Wissenschaftlerinnen, sie stellten die These auf, dass Frauen anders forschen und spürten der Besonderheit weiblicher Forschungsgegenstände und des Zugangs der Frau zu ihrem Forschungsgegenstand nach.

**D**er Eintritt von Frauen in die mit hoher Reputation versehene und mit der Definitionsmacht des Wissens ausgestattete Männerdomäne Universität hatte für die einzelne Frau unterschiedliche persönliche und biographische Konsequenzen, zugleich lassen sich gemeinsame Muster identifizieren: Der Anspruch der Frau auf eine selbstgewählte berufliche Identität bildete die Basis ihres Lebenskonzeptes, ein Anspruch, der dazu führte, dass die Untrennbarkeit der gesellschaftlich dissoziierten Be-

reiche für die eigene Biographie propagiert und in alltagspraktisches Handeln umgesetzt werden musste. Neue Formen der Berufs- und Lebensgestaltung mussten gefunden werden, die Gültigkeit herkömmlicher Berufsbilder in der Wissenschaft und der damit einhergehenden tief verwurzelten, traditionellen Zuschreibungen standen zur Debatte. Eine Wissenschaftlerin, die Mutter wurde, hatte plötzlich die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsleben auf einem Niveau zu leisten, das es schier unmöglich machte, die Mutterschaft als gänzlich in der persönlichen Verantwortung der Frau liegend oder als „Privatangelegenheit“ zu definieren. Auf der Ebene der Familie bzw. der Partnerschaft der Wissenschaftlerin war ihr Anspruch auf Qualifikation und Karriere nicht zu negieren.

**D**as Leben als intellektuelle Frau und Mutter verlangte damit ein persönlich gestaltetes Arrangement, eine individuelle Synthese zwischen universitärer Berufsform und familiärer Lebensweise. In den Partnerschaften der Wissenschaftlerinnen wurden Geschlechterarrangements neu verhandelt, herkömmliche Frauenbilder und Männlichkeitsvorstellungen aufgebrochen. Ansätze zu einer Neuinterpretation von Männlichkeit ergaben sich, die eine hohe historische Brisanz hatten. Das traditionelle Verhältnis von Haus- und Familienarbeit auf der einen Seite und Erwerbsarbeit auf der anderen Seite wurde für die einzelne Lebensgemeinschaft in Frage gestellt, anders gewichtet und die Zuständigkeit der Geschlechter bzw. die Arbeitsbereiche neu auf-

geteilt. Diese neuen Lebenswege und Familienbiographien erhielten eine politische Dimension, Wissenschaft wurde in diesem historischen Moment als sozialer Prozess sichtbar (Doris Ingrisch/Brigitte Lichtenberger-Fenz, 1999a und b).

**F**rauen mussten sich in Bezug auf ihre Identität als Wissenschaftlerin und in Bezug auf ihre Identität als Wissenschaftlerin und Mutter – und dies gilt bis in die Gegenwart – einen „kulturellen Raum“ erobern, der so nicht vorhanden war bzw. nicht vorhanden ist. Der kulturelle Raum, den Gesellschaften für die Geschlechter zur Verfügung stellen, ist grundsätzlich in sehr unterschiedlicher Weise gegeben. Einfache oder traditionelle Gesellschaften<sup>1)</sup> sind in dem Zugeständnis, dass sie den Geschlechtern in Bezug auf ihre Aufgaben, aber auch in Bezug auf ihre Bewegungsmöglichkeiten machen, wesentlich geringer dichotomisiert und geringfügiger dissoziiert als westliche Industriegesellschaften (Leonie Herwartz-Emden, 1995b und 2002). In einfachen Gesellschaften sind die Lebensräume zwischen Öffentlichkeit und Privatheit dichter verzahnt, was für die Gestaltung geschlechtsspezifischer Sozialisationsverläufe, aber auch insgesamt für die Biographien der Geschlechter eine große Erleichterung darstellt.<sup>2)</sup> In hoch entwickelten und differenzierten Gesellschaften werden die Lebensräume im Zusammenhang mit der Struktur des Geschlechterverhältnisses und der Zuordnung von geschlechtsspezifischen Arbeitsbereichen immer strenger dissozi-

iert. Die Wissenschaft ist als Arbeitsbereich ein Produkt hochdifferenzierter Arbeitsteilung, eine Männerdomäne, die entstanden ist im Zusammenhang mit dieser Arbeitsteilung, in der zugleich männliche Herrschaft ihren perfekten Ausdruck findet.

**S**o ist das klassische Profil einer akademischen Laufbahn auf das Bild des traditionellen Mannes mit einer traditionellen Ehefrau zugeschnitten, die entweder Hausfrau und Mutter ist oder als Frau in einem Beruf arbeitet, der sich durch hohe Flexibilität und möglichst geringere berufliche Belastungen auszeichnet als der des Partners, des Hochschullehrers. Die akademische Karriere fußt zudem auf festen Vorstellungen über den Zusammenhang von Arbeit und Konkurrenzverhalten, Anerkennung und Reputation, bewegt sich zwischen dem Horten knapper Zeit und der Minimierung des Familienlebens oder dessen Delegation an die Ehefrau.

**D**ie akademische Laufbahn ist an eine Kette von Voraussetzungen und Erfahrungszusammenhängen gebunden, die Frauen nicht teilen können bzw. nicht mitbringen. Eine Frau findet nicht den Ehemann, der in gleicher Weise wie eine Hausfrau auf seinen eigenen Karriereanspruch verzichtet und zum „Karrierebegleiter“ werden würde. (Selbst hochbezahltes Personal erfüllt nicht diese Aufgabe.) Eine Frau findet keinen Partner, an den sie alle Verpflichtungen, die mit einer Familie verbunden sind, vom Sockenwaschen bis zur Steuererklärung, vom Arrangieren der Kindergeburtstage bis zum



**W**Besuch von Elternabenden, delegieren könnte. Nicht zu sprechen von den persönlichen Dienstleistungen, die für den Ehemann in traditionellen Arrangements geleistet werden – wer packt den Koffer für die Kongressreise, wäscht die Oberhemden, bügelt sie am Abend vorher, sieht möglicherweise noch eben das Vortragsmanuskript durch?

Wissenschaftlerinnen hatten damals wie heute mit ideologischen Vorbehalten zu kämpfen, die das Frauenbild prägen. Unsere Kultur zeichnet sich – ebenso wie viele andere Kulturen – durch eine erdrückende Mutterschaftsideologie aus: Auch moderne Frauen sollen ihre Identität aus der Berufstätigkeit, aber dennoch aus verzehrender mütterlicher Arbeit beziehen, die in Bezug auf beruflichen Ehrgeiz, Vergnügungen und sogar Gesundheit Entsagungen und Opfer verlangt (selbst wenn diese für das Wohlbefinden von Kindern gar nicht erforderlich sind, vgl. hierzu Leonie Herwartz-Emden, 1995a, 2000). Entsagungen sind nicht notwendiger Bestandteil der Mutterarbeit, aber die Mutterbilder teilen dies mit. Die faktische Arbeit der Mutter, die Belastungen und Freuden, ihre Einstellungen und Orientierungen (das sog. 'mütterliche Denken'), können nur wenig realistisch betrachtet werden. Ein identitätsstiftender Zusammenhang zum Leben einer Wissenschaftlerin und Mutter ist nicht gegeben – einer Frau, die explizit und für alle unübersehbar eine Karriere verfolgt und damit Belastungen ausgesetzt ist, die weit über das übliche Maß von Berufsarbeit hinausgehen.

In der Welt der Universität und ihren Karrierezwängen gab es zu dem eingangs erwähnten Zeitpunkt keinen Raum für familiäre Verpflichtungen der Wissenschaftlerin, es gab in diesem gesamten Kontext keine Voraussetzungen, die es der Frau erlaubten, entsprechend ihrer familiären Bedürfnisse zu agieren. Die domi-

nant wirkende Mutterschaftsideologie stand einerseits dagegen, andererseits ist die Universität ein Arbeitsbereich, der in hohem Maße und weitreichender als viele andere Arbeitsbereiche entweiblicht, entsinnlicht und entkörperlicht ist. Mutterschaft findet hier bereits als körperliches und sinnliches, nicht erst als soziales Ereignis nur eine Entsprechung in der Negation. Eine stillende Doktorandin war eine öffentliche Seltenheit, eine schwangere Hochschuldozentin löste eher Verlegenheit aus, da schaute man doch lieber weg.

**D**In der Universität als einem männlich dominierten Kulturraum müssen Frauen für sich zumindest eine „kulturelle Zwischenwelt“ kreieren, um hier überleben zu können. Wie in allen männlich dominierten Bereichen, in die Frauen vorgedrungen sind, geht es dabei immer um die Balance zwischen dem Anspruch auf Gleichheit auf der einen Seite und dem Beharren auf Differenz, den Bedürfnissen der weiblichen Biographie. Es gibt dafür keine perfekte Lösung, immer nur Annäherungen und Varianten. Was nicht die Lösung sein kann, ist auch klar: Es kann nicht sein, dass die Wissenschaftlerin auf Kinder und Familie verzichten muss.

Die Konstruktion dieser „Zwischenwelten“ im Berufs- und Lebensalltag und damit einhergehender Identitätskonstruktionen ist eine kontinuierliche Aufgabe, die der Wissenschaftlerin als persönliche Leistung, als individuelle und biographische Aufgabe, abverlangt wird. Zu wünschen wäre, dass die Bewältigung dieser Aufgabe größere Unterstützung in der Institution und durch einen rasant steigenden Anteil von weiblichen Professoren eine breitere thematische Präsenz in der universitären Welt finden würde – gegenwärtig geht die Entwicklung in diese Richtung leider nur schleppend voran. Voraussetzung für einen solchen Anstieg wären

adäquate politische Zielsetzungen, weitreichende infrastrukturelle Maßnahmen und Programme für alle Qualifikationsebenen und Karrierewege an den Universitäten. Besonders dringlich erscheint dabei Unterstützung für die Situation junger Wissenschaftlerinnen mit Kindern, sie stehen vor der Problemlage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der wichtigsten Qualifikationsphase. Aus dieser Gruppe rekrutiert sich der Professorinnennachwuchs und es gilt, den Verlust von Begabungen für die Wissenschaft in dieser Phase aufzuhalten. Junge Wissenschaftlerinnen stehen oft unter großem zeitlichen Druck, aber sie sind isolierter als Studentinnen und bräuchten an ihrem Arbeitsplatz, der Universität, eine Infrastruktur, die beispielsweise die Kinderbetreuung erleichtern würde.

**D**ie Universität sollte das Themenfeld der Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Qualifikation bzw. Beruf und Kind enttabuisieren und Familienorientierung in diesem Sinne als profilierendes Element in ihr Leitbild aufnehmen (siehe hierzu die Forderungen der Hochschulrektorenkonferenz zur familienfreundlichen Gestaltung der Hochschule, 2003).

Anmerkungen

1) Der Begriff der einfachen Gesellschaft ist der Ethnologie bzw. Anthropologie entlehnt. Einfache Gesellschaften sind Gesellschaften, die sich außerhalb des gegenwärtigen Europa befinden (oder befanden), die in ihrem ökonomischen Entwicklungsstand als nicht-industrialisiert, als Jäger-, Sammler- oder Bauerngesellschaften, als nicht-staatlich und soziostrukturell weitgehend als nicht-patriarchalisch, teilweise geschlechtsegalitär zu charakterisieren sind. Die Handlungsräume und realen Machtfelder der Geschlechter, Einfluss- und Entscheidungsmöglichkeiten, kulturellen Räume waren damit durchgängig egalitärer als in entwickelten Gesellschaften, auch bspw. in der Bewertung des Weiblichen. Diese Art von Gesellschaften ist größtenteils ausgestorben oder vom Aussterben bedroht.

2) Ein weiblicher Kulturraum oder -be-

reich ist Ausdruck der realen gesellschaftlichen Macht der Frau und der ökonomischen Bedeutung der Frau (vgl. Nadig 1989a und b). Die scharfe Polarisierung der Geschlechtscharaktere in westlichen Gesellschaften und die damit verbundenen Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung führen zu sehr nachteiligen Polarisierungen im Selbstkonzept der Individuen, zu hohen Einschränkungen und einem völligen Verlust an weiblich definiertem kulturellen Raum – in der Gesamtgesellschaft wie in ihren Institutionen.

Literatur

Bürmann, Ilse/Herwartz-Emden, Leonie: Charlotte Bühler. Leben und Werk einer selbstbewußten Wissenschaftlerin des 20. Jahrhunderts. In: Psychologische Rundschau 44, Heft 4, 1993, S. 205-225 • Hagengruber, Ruth: Tradition und Wandel. Frauen in der Wissenschaft. In: Forschung & Lehre 5/2003, S. 249-251 • Herwartz-Emden, Leonie: Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine inter-

kulturell-vergleichende Untersuchung. Weinheim u. München: Juventa-Verlag, 1995a • Herwartz-Emden, Leonie: Geschlechterverhältnisse und Mutterschaft in einfachen und modernen Gesellschaften. In: Neue Sammlung, 35. Jahrgang, Heft 3, 1995b, S. 47-64 • Herwartz-Emden, Leonie: Konzepte von Mutterschaft und Weiblichkeit. In: Leonie Herwartz-Emden (Hrsg.): Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch, 2000, S. 85-98 • Herwartz-Emden, Leonie: Kindheit, Erziehung und Geschlechterbilder in interkultureller Perspektive. In: Eva Breitenbach u.a. (Hrsg.): Geschlechterforschung als Kritik. Zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White. Bielefeld: Kleine Verlag, 2002, S. 119-137 • Hochschulrektorenkonferenz: www.hrk.de/beschluesse/3364.htm • Ingrisch, Doris/Lichtenberger-Fenz, Brigitte: Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte, Wien 1999a (Milena-Verlag) • Ingrisch, Doris/Lichtenberger-

ger-Fenz, Brigitte: Feministin. Wissenschaftlerin. Feministische Wissenschaftlerin? Ein wissenschaftshistorischer Rekonstruktionsversuch. In: Christina Lutter/Elisabeth Menasse-Wiesbauer (Hrsg.): Frauenforschung, feministische Forschung, Gender Studies: Entwicklungen und Perspektiven. (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft; Bd. 8), Wien 1999b, S. 41-93. • Doris Ingrisch/Brigitte Lichtenberger-Fenz: Zur Herausbildung neuer Geschlechteridentitäten: Frauen, Feminismus und Wissenschaft www.gewi.kfunigraz.ac.at/zg... icht/ing\_licht\_einleitungstext.htm • Nadig, Maya: Die gespaltene Frau – Mutterschaft und öffentliche Kultur. In: Brede, Karola, (Hg.): Was will das Weib in mir? Freiburg im Breisgau: Kore-Verlag, 1989a, S. 141-161 | Nadig, Maya: Frauen in der Kultur – Macht und Ohnmacht. Zehn ethnopsychoanalytische Thesen. In: Kossek, Brigitte/Langer, Dorothea/Seiser, Gerti (Hg.): Verkehren der Geschlechter. Reflexionen und Analysen von Ethnologinnen (Reihe Frauenforschung; Bd. 10) Wien, Wiener Frauenverlag, 1989b, S. 264-271.

## ZWISCHEN HÖRSAAL UND WICKELTISCH

### Aurelie Kuhn berichtet aus dem Leben einer Studentin mit Kind

Der Beginn des Studiums ist wohl für fast alle Studenten ähnlich: man fühlt sich ziemlich hilflos und orientierungslos, aber gleichzeitig auch aufgeregt und neugierig. Mit den Semestern weiß man dann, wie man sein Leben zu organisieren hat, und ist eigentlich recht gut beschäftigt mit seinem Studium, mit Arbeiten, Praktika etc. All das kann man doch sicher nicht mehr unter einen Hut bringen, wenn dann noch ein Kind dazukommt, oder? Oder ist das Studium sogar eine Chance für ganz neue Familienkonzepte, wo Vater und Mutter gleichberechtigt an der Erziehung in den ersten Jahren beteiligt werden können?

Die Bandbreite an Aussagen zu einer Studentin, die ein Kind erwartet, könnte nicht größer sein. Auf der einen Seite erntet man

die übliche Anteilnahme und Freude über das kleine neue Leben, welches gerade wächst. Auf der anderen Seite herrscht die nackte Panik: „Euer Leben ist vorbei!“, „Hättet ihr nicht noch warten können, bis ihr über 30 seid?“ etc. Soweit die persönliche Seite.

Im universitären Alltag könnte man ja denken, dass man nichts Außergewöhnliches sein dürfte. Studentinnen gibt es ja genügend, und es wird in den Jahren doch schon die eine oder andere ein Kind bekommen haben. In der Realität sieht es dann so aus, dass man es oft mit Männern zu tun hat, die schon per se keine Ahnung vom Kinderkriegen, geschweige denn von der Realität einer Mutter zu haben scheinen. Man muss dann gegen Vorurteile und sprichwörtliche Windmühlen

ankämpfen, um a) an notwendige Informationen über z. B. Urlaubssemester oder Ausnahmeregelungen in Punkto Prüfungen zu kommen und b) muss man sich doch so manchen Spruch gefallen lassen wie z. B.: „Dann machen sie das eben in einem Jahr!“ Auf den dezenten Hinweis, dass dann ein kleines Kind das ganze behindern könnte, kommt dann des öfteren die Aussage: „Da haben sie ja Großeltern zum aufpassen!“

Nicht jeder hat die Eltern bzw. dann Großeltern gleich um die Ecke wohnen. Das bedeutet also, man muss sich eine Menge einfallen lassen, um den Unialltag und das Kind nun unter einen Hut zu bekommen. Termine – ja wer bisher ohne Terminplaner zurecht kam, wird wohl mit Kind einen kaufen müssen. Da sollen Vorle-

sungen, stundenlanges Stillen, bzw. Abpumpen – schließlich will man ja nicht schuld sein, wenn das Kind später an Allergien leidet – Wickeln, in den Schlaf Wiegen, Kinderarztbesuche, die Vorbereitung von Referaten, das Wälzen von Fachliteratur (möglichst ohne Spuckflecken auf den Bibliotheksbüchern) etc. in einen Tag mit 24 Stunden passen. Was dann noch fehlt ist Schlaf, Schlaf und noch viel mehr Schlaf. Das Kind schläft im Gebrauchtbett in seinem Gebrauchtchlafack mit Gebrauchtstoffwindeln – wegen der Neurodermitisgefahr und so –, demon-

striert mit seinem 70er Jahre-Outfit zielsicheres Modeempfinden und ist ein Symbol für den eklatanten Geldmangel von Studenten mit Kind. Die übliche Studentenwohnkloche, in die eine Wiege mit Wickeltisch passt, muss natürlich auch erst gebaut werden. Ach ja, der Besuch von Praktikern – am besten von mehrmonatigen, unbezahlten, ganztägigen – wird für ein erfolgreiches Studium vorausgesetzt, aber das wissen die meisten ja ... Die größten Probleme, mit denen man sich mit Kind im Studium herumschlagen muss, sind also: Zeitmangel, Geldmangel

und Schlafmangel. Eigentlich also keine anderen Probleme als bei anderen Familien auch.

Das Problem mit dem Zeitmangel haben wir, mein Partner und ich, mittlerweile auch besser im Griff, denn wir haben das große Glück, einen Krippenplatz in der Kinderkrippe des Studentenwerks ergattert zu haben. Wie privilegiert wir sind, haben wir erst nach und nach begriffen. In ganz Bayern gibt es zurzeit nämlich nur 6000 Krippenplätze. Aber unsere Tochter geht dort wahnsinnig gerne hin, und wir werden zumindest am Vormittag

soweit entlastet, dass wir wieder beide studieren können. Außerdem ist es wirklich wertvoll, andere Eltern kennen zu lernen, die dieselben Probleme und Schwierigkeiten erleben wie man selbst.

Es geht mir sicher so wie allen Müttern: Ohne mein Kind möchte ich nicht mehr sein. Auch oder vielleicht gerade wegen der ganzen Schwierigkeiten, die einem das bereitet. Mein Leben und mein Studium haben dadurch einen ganz anderen Stellenwert bekommen. Ich weiß, wofür ich meinen Abschluss so schnell wie

möglich machen will. Viele Probleme, die im Studium auftauchen, haben sich angesichts der Verantwortung für einen zweiten Menschen in meinem Leben relativiert. Ich kann sicher nicht so leicht über meine Zeit verfügen, wie das für Studenten ohne Kind möglich ist. Sicher kann ich mir auch nicht das Studentenleben leisten, wie es sich viele vorstellen – mit Party und einem lässigen Lebensstil. Dafür habe ich so viele andere Dinge gewonnen. Ich kann mein Kind zusammen mit meinem Partner gleichberechtigt aufziehen. Welches Kind hat heute

denn wirklich die Möglichkeit, beide Eltern so intensiv in den ersten Lebensjahren zu erleben? Welcher Mann kann es sich wirklich leisten, seine Kinder in den ersten Jahren wachsen zu sehen? Aber man sollte schon ein gewisses Maß an Organisationstalent haben, um alles unter einen Hut zu bringen. Es ist nicht einfach, aber es ist machbar, zu studieren und ein Kind zu bekommen und es groß zu ziehen. Wenn mich meine Tochter nach einem anstrengenden Tag strahlend begrüßt, weiß ich auf jeden Fall, dass sich die Mühe lohnt.

# WOMEN'S STUDIES an der Partneruniversität PITTSBURGH

Von Claudia Fahrenwald

Women's Studies entstanden als akademischer Studiengang in den 1960er Jahren in den USA. Ein vielschichtiger Prozess von gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Umwälzungen im Rahmen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, der Anti-Vietnam-Protteste und der Frauenbewegung führte damals auch zu einer verstärkten Berücksichtigung feministischer Belange an den Universitäten. Die Einrichtung von Women's Studies-Angeboten sollte zur Entwicklung einer feministischen Bildungsstrategie beitragen und tradierte Rollenerwartungen, diskriminierende ökonomische und politische Strukturen sowie den überlieferten wissenschaftlichen Wissenskanon selbstkritisch in Frage stellen. Lehr- und Forschungsinhalte wurden hier auf Vorurteile oder fehlendes Wissen über weibliche Lebens- und Erfahrungszusammenhänge untersucht. Women's Studies stellen somit von ihrem Selbstverständnis her sowohl eine akademische als auch eine gesellschaftspolitische Reformbewegung dar.

## WOMEN'S STUDIES ALS INTERDISZIPLINÄRES ANGEBOT

Das Women's Studies Program an der Universität Pittsburgh war eines der ersten seiner Art in den USA und wurde dadurch landesweit zu einem Modell für viele ähnliche Angebote. Der Beginn des Studiengangs liegt im Jahr 1972, als drei Wissenschaftlerinnen aus den Fächern Anglistik, Geschichte und Psychologie zum ersten Mal gezielt Veranstaltungen zu geschlechtsspezifischen Fragestellungen anboten. Diese interdisziplinäre Ausrichtung und die Anbindung an traditionelle Fächer sicherten den Women's Studies von Anfang an eine Verankerung im Gesamtcurriculum und blieben bis heute erhalten. Inzwischen beteiligen sich mehr als 50 WissenschaftlerInnen der Universität Pittsburgh mit über 100 Seminaren an diesem Programm, das sich mittlerweile an weibliche und männliche Studierende des Grund- oder Hauptstudiums richtet, aber auch für Teil-

nehmer von Aufbau- oder Weiterbildungsstudiengängen offensteht. Der Schwerpunkt der angebotenen Veranstaltungen liegt auf einer Auseinandersetzung mit dem Thema „Geschlecht“, wobei den Ausgangspunkt die Grundüberzeugung von der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter darstellt. Ein erklärtes Ziel aller Veranstaltungen ist es, insbesondere das Verständnis für die Situation von Frauen in ihrer real existierenden gesellschaftlichen Vielfalt zu fördern und ihnen gleichzeitig ein angemessenes Forum der Repräsentation bereit zu stellen.

Die inhaltliche Ausrichtung der Veranstaltungen bezieht sich auf Fragen von Herkunft, Alter, Körper, Kultur, Religion oder ähnliche Themen. Bei der Diskussion dieser Fragestellungen werden sowohl intellektuelle wie auch soziale Aspekte berücksichtigt. Auf diese Weise soll versucht werden, die unterschiedlichen gesellschaftlichen Erfahrungen und die

jeweils individuelle Lebenssituation der Studierenden zu berücksichtigen und diese dadurch unmittelbar anzusprechen. Das Spektrum der angebotenen Veranstaltungen ist breit gefächert und reicht von politischen oder medizinischen Themen wie Race, Reproduction and Social Justice und Recent Advances in the War against Breast Cancer über theoretische oder sozialkritische Fragestellungen wie Feminist Theory und Domestic Violence as a Social and Legal Problem bis hin zu karrierestrategisch ausgerichteten Angeboten wie How to Choose a Mentor, umfasst aber auch eher informelle Treffen bei gemeinsamen Filmvorführungen im Rahmen von Film & Food Festivals.

## WOMEN'S STUDIES ALS BERUFLICHE ZUSATZQUALIFIKATION

Die Seminare im Rahmen der Women's Studies sollen neben den persönlichen auch den berufspraktischen Bedürfnissen der Studierenden entgegenkommen und

Frauen und Männer für ihre späteren Tätigkeiten z. B. im Gesundheitswesen, in der Verwaltung, im Erziehungs- und Bildungswesen, in der Beratung oder in der Justiz vorbereiten und in ihrem Verständnis für geschlechtsspezifische Problemstellungen sensibilisieren.

## GENDER STUDIES ALS NEUE HERAUSFORDERUNG

Die zunehmende Öffnung und Neuorientierung der Studieninhalte in Richtung Gender Studies stellt seit einigen Jahren eine Herausforderung für das traditionelle Selbstverständnis der Women's Studies in den USA dar und ist mit grundlegenden Konflikten verbunden. Im Gegensatz zu den Women's Studies steht bei den Gender Studies nicht ausschließlich die weibliche Erfahrungswelt im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses, sondern die soziale Konstruktion von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ unter der Einwirkung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Einflüsse. In den Augen vieler feministischer

Wissenschaftlerinnen vernachlässigt diese Perspektive jedoch das ursprüngliche frauenpolitische Anliegen der Women's Studies und stellt die bestehenden Programme in ihrer herkömmlichen Ausrichtung in Frage.

Mit den Women's Studies in Pittsburgh gibt es seit drei Jahren ein direktes Kooperationsprojekt am Lehrstuhl für Pädagogik (Prof. Dr. Hildegard Macha) zum Thema „Neue Modelle in der (Weiter-) Bildung von Frauen“. Bei einem gemeinsamen Treffen im April 2003 anlässlich des Jean Winsand Leadership Forum an der Universität Pittsburgh äußerte die derzeitige Geschäftsführerin Kathleen Blee Interesse an einer in Zukunft weiterreichenden Zusammenarbeit, verbunden mit einem kontinuierlichen wissenschaftlichen Austausch.

Informationen zum Women's Studies Program in Pittsburgh (besonders interessant auch für zukünftige AustauschstudentInnen und GastwissenschaftlerInnen):

[www.pitt.edu/~womnst](http://www.pitt.edu/~womnst)



# SOZIALISATIONSFELD MÄDCHENSCHULEN

## Verena Schurt über das DFG-Projekt **Schulkultur, Geschlechtersegregation und Mädchensozialisation**

Mädchenschulen bieten den Schülerinnen eine segregierte „Geschlechterwelt“ an. Im Rahmen der Diskussionen um die Bevorzugung oder Benachteiligung von Mädchen und Jungen in koedukativen Schulen repräsentieren sie eine Schulkultur, die geschlechtshomogen ist und zumindest frei von denjenigen Spannungen sein sollte, welche diese Schulform auszeichnen. Nach der fast vollständigen Umsetzung der Koedukation in Deutschland und der breiten Erfahrung mit dieser Organisationsform wird in unserer Untersuchung danach gefragt, wie die fächerspezifische Interessenentwicklung unter monoedukativen Bedingungen verläuft, wie sie im Unterricht im Zusammenhang mit Konstruktionsprozessen von Geschlecht entsteht und im weiteren Kontext der Schule beschreibbar wird und wie sie in die peer group der Mädchen eingebettet ist. So können Sozialisationsbedingungen und spezifische Förderkonzepte in Bezug auf ihre Qualität neu eingeschätzt werden.

Wie sich die segregierte Geschlechterwelt einer Mädchenschule in einer solchen kontextbezogenen Forschungsperspektive darstellt, ist bislang in der bundesdeutschen Forschung nicht untersucht worden. Empirische Studien zur Koedukation, auch im Vergleich zur Mädchenschule, richten sich üblicherweise auf ausschnittshafte Darstellungen, Leistungsvergleiche, ausgewählte Persönlichkeitsvariablen. Kindliche und jugendliche Entwicklung im Zusammenhang mit dem schulischen Kontext zu untersuchen, wurde zuletzt von

Fend unternommen – in der koedukativen Schule (Fend 1997).

Die Untersuchung liefert einen Beitrag zur Frage des Zusammenspiels verschiedener Sozialisationskontexte und zur aktuellen Debatte um Schulqualität und Schulentwicklung. Die Geschlechtersozialisation in Schulen – als Dimension von Schulqualität – war bisher kein Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Forschung. Von den zu erzielenden Forschungsergebnissen wird erwartet, dass sie, über die Mädchenschule hinaus, neue Erkenntnisse über die Bildungsbedürfnisse von Mädchen und die Bildungssituation von Mädchen und Jungen in koedukativen Schulen erbringen; dass neue Erkenntnisse über das konfigurative Zusammenspiel verschiedener Gestaltungsfaktoren von Schulqualität erzielt werden und sich somit Anregungen für die zukünftige Schulentwicklung ergeben.

Die Studie „Schulkultur, Geschlechtersegregation und Mädchensozialisation – die Augsburger Mädchenschulen“ wird seit Juni 2002 von der DFG für einen Zeitraum von zwei Jahren gefördert und ist auf vier Jahre angelegt. Das Projekt ist assoziiert an das Forschungsschwerpunktprogramm „Bildungsqualität von Schule: Fachliches und fächerübergreifendes Lernen in mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht in Abhängigkeit von schulischen und außerschulischen Kontexten“, dessen Sprecher Prof. Dr. Manfred Prenzel (Universität Kiel) ist. Das Forschungsteam, das

von Prof. Dr. Leonie Herwartz-Emden geleitet wird, setzt sich zusammen aus den beiden Mitarbeiterinnen Wiebke Waburg (Dipl. Soz.) und Verena Schurt (Dipl. Päd.) sowie den studentischen Hilfskräften Johanna Heilemann, Melanie Oed und Daniela Neuber.

Die Studie konzentriert sich auf folgende zwei Schwerpunkte im Bereich des Sozialisationsfeldes „Mädchenschule“:

- auf den Kontext der geschlechtersegregierten Schule mit den Konzepten und Strategien der spezifischen Förderung von Mädchen, insbesondere im naturwissenschaftlichen Unterricht
- sowie auf die fachspezifische Interessenentwicklung von Mädchen im Zusammenhang mit den Orientierungen der peer group und den Entwicklungsaufgaben der weiblichen Adoleszenz.

Das Forschungsinteresse richtet sich im ersten Schwerpunkt auf zwei zentrale Bereiche:

- Den ersten Bereich stellt die Kontexterhebung dar, die methodisch primär auf die Beobachtung ausgewählter Interaktionen des schulischen Lebens zielt, wie zum Beispiel Schulfeiern, Schulveranstaltungen, Aufführungen etc. Von diesen wird angenommen, dass hier die Kategorie Geschlecht relevant ist und auch auf der „Hinterbühne“ (Goffmann) des schulischen Geschehens zum Gegenstand wird. Aus den Beobachtungen von Interaktionen im schulischen Kontext sollen, ergänzt durch die Analyse der Bedingungen der Schulen und der Intentionen der

Einzelnschule, Porträts der untersuchten Schulen erstellt und eine Beurteilung der Qualität der Geschlechtersozialisation vorgenommen werden.

- Den zweiten Bereich bildet die Unterrichtsbeobachtung. Hier wird es darauf ankommen, den Unterricht in folgenden Dimensionen zu beobachten:
  - in der inhaltlichen Dimension
  - in einer ausgewählten Dimension des Lehrerhandelns, fokussiert auf die Geschlechtsidentität der lehrenden Person
  - in der Dimension des Schülerhandelns als Interaktionen der Schülerinnen

Im zweiten Schwerpunkt wird das Forschungsinteresse auf die Erhebung der Einstellungen und Erfahrungen der peer group gelenkt. Als adäquate Methode wird das Gruppendiskussionsverfahren nach Bohnsack angesehen. Auf dem Hintergrund seiner methodologischen und methodischen Überlegungen werden Einstellungen und Erfahrungen, die so genannten kollektiven Orientierungen, erfasst. Die Gruppendiskussionen werden in Gleichaltrigen-Gruppen durchgeführt, dort wo diese kollektiven Orientierungen entstehen und umfassend zur Artikulation gebracht werden (Bohnsack 2000). Von besonderem Interesse sind dabei zwei Themengebiete: zum einen die Interessenentwicklung der adolescenten Schülerinnen mit besonderem Fokus auf Vorstellungen zur „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“, zum anderen ein Aspekt der „peer culture“, die Ausgestaltung der sowohl gleich- als auch gemischtgeschlechtlichen peer-Beziehungen. Die Auswertung der Diskussionen soll nach der „dokumentarischen Methode“ erfolgen, die von Ralf Bohnsack entwickelt wurde. Sie beruht im Wesentlichen auf der genauen Rekonstruktion der Diskurse, wodurch man einen empirisch-methodischen Zugang zur Erlebnis- und Problemverarbeitung in der peer group erhält.

# WER WAR HERTHA SPONER?

## oder: **Der verleugnete Anteil der Frauen an der Physik** Von Cosima Schuster

Im Zuge der Benennung der Straßen auf dem Augsburger Campus begaben sich Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Instituts für Physik auf Spurensuche nach Frauen in der Physik. Neben den berühmten Frauen wie Lise Meitner und Maria Göppert-Mayer, die sofort in den Sinn kommen, muss es doch auch andere gegeben haben, so die Meinung. Nach vielen Mühen war sie dann gefunden: Hertha Sponer. Die 1895 in Neisse (Schlesien) geborene und 1968 in der Nähe von Hannover gestorbene Physikerin Hertha Sponer war die zweite Physik-Professorin Deutschlands und folgte damit Lise Meitner. Seit Mai 1999 trägt der Weg, der westlich der beiden Augsburger Physik-Lehrstuhlgebäude in Nord-Süd-Richtung verläuft, ihren Namen: Hertha-Sponer-Weg. Zur Einweihung hielt Dr. Marie-Ann Maushart einen Vortrag über das Leben Hertha Sponers. Ohne Mausharts Buch „Um mich nicht zu vergessen“ wäre es schwierig gewesen, auf Hertha Sponers Spuren zu kommen.

Um ihr Leben der Physik widmen zu können, musste Hertha Sponer erhebliche Widerstände ihrer männlich geprägten Umwelt überwinden und sich gegen vielerlei Vorurteile durchsetzen. Sie erlang-

te das Abitur auf Umwegen, studierte Physik und verzichtete auf ein eigenes Familienleben. Hertha Sponer arbeitete während ihrer Assistentenzeit in Berlin. 1932 wurde sie als Professorin in Göttingen ernannt und forschte mit einer Reihe von Nobelpreisträgern, wie James Franck, Werner Heisenberg, Niels Bohr oder Max Born. Mit ihren Forschungsarbeiten lieferte sie viele wichtige Beiträge zur Atom- und Molekülphysik. Ihre Arbeiten bildeten eine wesentliche Grundlage für die theoretische Interpretation durch die Quantenmechanik.

Die Geschichte der Physik wird in unserer gängigen Vorstellung ausschließlich von Männern dominiert, und mehr noch: Meist denken wir nur an die ganz wenigen Männer, die unser Weltbild drastisch verändert haben: Aristoteles, Kopernikus, Newton, Einstein, Bohr, Heisenberg, Dirac, Fermi. Die Geschichte der Physik ist jedoch weit mehr. Viele Beiträge zur Physik stammen von Frauen, deren Leistungen oft genauso bewegend und bahnbrechend waren wie die ihrer männlichen Kollegen. Dennoch ist die Geschichte dieser Frauen bis heute praktisch unbekannt. Hertha Sponer ist eines der Beispiele für dieses Phänomen: Frauen in der



Physik spielten zwar eine wesentliche Rolle, die Naturwissenschaften werden trotzdem stets als eine Männerdomäne betrachtet.

Den nicht direkt sichtbaren Beitrag der Frauen zur Physik und zu den Naturwissenschaften rückt die Ausstellung „Von der Antike bis zur Neuzeit – der verleugnerte Anteil der Frauen an der Physik“ ins Bewusstsein. Diese Wanderausstellung, die im Sommer 2001 in Augsburg zu sehen war, zeigt für jede Epoche die wissenschaftlichen Leistungen von heute zum größten Teil fast unbekanntem Frauen. Dabei stellt man verblüfft fest, dass Männer, die im gleichen Wissenschaftsfeld und oft sogar in Zusammenarbeit mit den hier vorgestellten Frauen geforscht haben, deutlich bekannter geblieben sind. Exemplarisch für dieses Phänomen des Vergessens stehen diejenigen Frauen, denen Nobelpreise verwehrt geblieben sind – prominentestes Beispiel hierfür ist Lise Meitner. Bezeichnend ist auch, dass selbst die Person Hertha Spöner in dieser von der TU Darmstadt gestalteten Ausstellung ursprünglich fehlte und erst durch den Augsburger Beitrag ergänzt

wurde. Inzwischen ist sogar der Preis der Deutschen Physikalischen Gesellschaft für Nachwuchswissenschaftlerinnen nach ihr benannt.

Die Existenz von Physikerinnen im allgemeinen Bewusstsein zu verankern: diesem durchaus bescheiden scheinende Anspruch stellt sich die jährlich stattfindende „Deutsche Physikerinnentagung“. Diese Tagung hat sich in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre etabliert und fand Anfang November 2003 an der Universität Augsburg statt. Sie bietet eine Gelegenheit, die Frauen in der heutigen Physik kennenzulernen, was durchaus seine Berechtigung hat: Wie kaum eine andere Disziplin ist die Physik im öffentlichen Denken auch heute noch eine Männerdomäne.

Mädchen entscheiden sich nach wie vor überproportional häufig für typisch weibliche Berufsfelder und Studienfächer. Selbst herausragende Vertreterinnen des Faches werden noch heute in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Die Physikerinnen haben sich dieses Forum trotz bzw. we-

gen ihrer geringen Zahl geschaffen. Zentrales Anliegen ist es, Netzwerke zu schaffen, die dazu beitragen können, die Position der in der Physik tätigen Frauen zu stärken und den Anteil der Frauen in der Physik zu erhöhen. Die Tagung richtet sich sowohl allgemein an naturwissenschaftlich interessierte Frauen als auch an Schülerinnen. Anhand praktischer Erfahrungen und unmittelbarer Einblicke vor Ort können so die Schülerinnen ihre Begeisterung für die Naturwissenschaften entdecken.

Als eine tragende Säule der High-Tech-Entwicklung von morgen bietet die Physik interessante Arbeitsplätze in einem breiten Spektrum zukunftssicherer Berufe – auch und gerade für Frauen! Aber um dies den Frauen und Mädchen selbst vermitteln zu können, muss dringend das überkommene, aber hartnäckig sich haltende maskulin geprägte Bild, das die Gesellschaft von der Naturwissenschaft und insbesondere von der Physik hat, geändert werden.

100 Jahre Frauen in der Physik – es gibt noch viel zu tun!

# 2003 DEUTSCHE PHYSIKERINNENTAGUNG in Augsburg

Ein Bericht des Organisationskomitees

Rund 150 in Wissenschaft, Schule und Industrie tätige Physikerinnen trafen sich vom 6. bis zum 9. November 2003 zur 7. Deutschen Physikerinnentagung an der Universität Augsburg unter der Schirmherrschaft der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Edelgard Bulmahn; die Tagung wird unterstützt vom Arbeitskreis Chancengleichheit (ACK) der Deutschen Physikalischen Gesellschaft (DPG). Begeistert vom Tagungsbesuch in Tübingen 2002 beschlossen sechs Studentinnen die Tagung 2003 in Augsburg auszurichten. Vor Ort organisierten dann acht Studentinnen der Physik und Materialwissenschaften und drei Wissenschaftlerinnen am Institut für Physik – für alle ein arbeitsreiches und intensives Jahr. Die Webseite musste gepflegt, Sponsoren mussten gewonnen, das wissenschaftliche Programm musste erstellt, das Rahmenprogramm ausgewählt, die Technik bereitgestellt werden. Dank der guten Zusammenarbeit klappte dann auch alles reibungslos.

Die Teilnehmerinnen erwartete ein weitgefächertes Veranstaltungsprogramm: Neben dem breiten und hochwertigen wissenschaftlichen Programm mit Vorträgen von der Nanotechnik bis zur Entstehung von

Galaxien wurde die Sicht anderer Disziplinen auf die Physik diskutiert. So konnten die Grenzen der Interdisziplinarität erfahren werden und es konnte der Frage nachgegangen werden, wie das Weltbild die Entstehung naturwissenschaftlicher Theorien beeinflusst.

Im Forum „Alternative Energieforschung berichteten international anerkannte Expertinnen aus verschiedenen Helmholtz-Instituten über die neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der Geothermie, der Dünnschichtsolarzellen und der Brennstoffzelle. Fazit war, dass genügend Konzepte zum Ersatz der Kernenergie bereitstehen, die zugänglich, über längere Zeit verfügbar und gesellschaftlich akzeptiert sind, allerdings noch einige Investitionen erfordern.

In einer weiteren Diskussionsrunde stellten sich Physikerinnen aus verschiedenen Arbeitsfeldern in der Industrie und Wirtschaft vor. Wichtig in der Industrie sind nicht unbedingt Promotion oder Auslandsaufenthalte, sondern analytisches Denken und Flexibilität. Auffällig ist, dass hier der Frauenanteil allmählich ansteigt. So manche Frau auf dem Podium berichtete, dass sie die erste in ihrem Bereich gewesen sei.

Das Organisationskomitee der Physikerinnentagung – vordere Reihe v.l.n.r.: Verena Körting, Simone Maisch; hintere Reihe v.l.n.r.: Ursel Fantz, Melanie Wenzel-Schäfer, Cosima Schuster (mit Benedikt), Martina Schmid, Anke Weidenkaff; nicht auf dem Bild: Irmengard Fischer, Taisia Gorkhover, Daniela Rupp, Bettina Schwendinger

Nur einer verschwindend kleinen Zahl großer Naturwissenschaftlerinnen ist es gelungen, nicht in Vergessenheit zu geraten: Marie Curie (links) und Lise Meitner auf dem Plakat zur Augsburger Präsentation der Darmstädter Ausstellung über den verleugneten Anteil der Frauen an der Physik (www.physik.tu-darmstadt.de/website/frauen/allegemein/portraits.html)





Die Deutsche Physikerinnentagung in Augsburg war mal wieder höchst spannend.

Ich konnte aus den verschiedenen Bereichen der Physik Vorträge hören und dies in einem Klima, das Fragen zulässt. Hier geht es wirklich um die Physik und nicht darum, das eigene Arbeitsfeld und die eigene Person bestmöglich in den Vordergrund zu rücken. Für mich ist es auch wichtig, Physikerinnen zu treffen, die es geschafft haben in einer Männerdomäne auch mit Kindern Karriere zu machen.

In Augsburg war die Tagung die ganze Zeit im Hörsaalzentrum der Physik, so hatte man auch in den Pausen alle Teilnehmerinnen an einem Fleck und konnte Fragen stellen und Kontakte knüpfen. Da die DPT jedes Jahr in einer anderen Stadt stattfindet, kann man so auch einige Universitäten kennenlernen. Am Augsburger Campus hat mir gefallen, wieviel Platz und Natur da ist. Die Architektur fügt sich wunderbar in die Landschaft. Ein so modern ausgestattetes Hörsaalzentrum ist nicht überall gängig, in Tübingen gibt's weder einen Aufzug noch z. B. Klappstühle für Rollstuhlfahrer.

Antje Ludewig, Studentin der Physik, Universität Tübingen



Foto: Renate Diessenbacher

Neben diesen beiden Veranstaltungen, bei denen Schülerinnen bereits punktuell in den normalen Tagungsverlauf eingebunden waren, gab es zusätzliche Programmpunkte, die den potentiellen Nachwuchs ansprechen sollten. Es nahmen etwa 20 Schülerinnen aus Augsburg und Umgebung, Kempten und Ulm teil sowie etliche Lehrer und Lehrerinnen.

Die Laborführungen und der Workshop „Physikerinnen hautnah“ waren gut besucht und gaben einen sehr persönlichen Einblick in die Arbeit von Physikerinnen an Universitäten, Schulen oder in der Industrie.

Der Workshop zum Thema Hochschulreform weckte besonderes Interesse und verwies auf hohen Diskussionsbedarf. Die Teilnehmerinnen bekamen einen Einstieg in das Thema mit ausführlichen Informationen über die Hochschulreform; präsentiert wurde auch eine Untersuchung der Jungen Akademie zur bisherigen Umsetzung der Juniorprofessur. Aus dieser Veranstaltung heraus ist ein Resolutionsentwurf entstanden, den der AKC aufgreifen wird.

Fachsitzungen zu den Themen Materialwissenschaften, Nanostrukturen, Oberflächenphysik und Elementarteilchenphysik sowie eine Postersitzung rundeten das Programm ab.

Dass auf der Physikerinnentagung stets besonders darauf Wert gelegt wird, dass die Vorträge auch für Zuhörende ohne Detailwissen verständlich sind, ermöglichte es den Teilnehmerinnen, neben ihrem Fachgebiet auch einen umfassenden Einblick in aktuelle Forschungsthemen zu erhalten. Die großzügige Unterstützung unserer zahlreichen Sponsoren hat die Durchführung der Tagung möglich gemacht, zeigt aber auch, dass die Unterstützung von Frauenprogrammen selbst in wirtschaftlich schwierigen Zeiten ein ernst genommenes Anliegen der Industrie.

# Girls' Day

## Sandra Mair über den Mädchen-Zukunftstag

„Stellt euch den Tag vor, an dem Mädchen absolut überall arbeiten werden: als Dirigentinnen, Richterinnen, Erfinderinnen, Forscherinnen. Stellt euch den Tag vor, an dem eure Eltern und LehrerInnen sich respektvoll anhören, was ihr zu sagen habt. Stellt euch den Tag vor, an dem keine Frage zu blöd ist, gefragt zu werden, und ihr die Antwort bekommt, die euch zu steht. Stellt euch den Tag vor, an dem die Jungs in eurer Klasse respektvoll über Mädchen und Frauen reden, und dass ihr eines Tages nicht mehr zu fett, zu groß, zu laut, zu schüchtern seid. Stellt euch den Tag vor, an dem ihr so richtig seid, wie ihr seid – und euch die Welt offen steht!“

Von solchen Gedanken geleitet, verbreitete sich vor zehn Jahren in den USA die Idee des „Take our daughters to work day“: Nehmen wir unsere Töchter mit zur Arbeit! Die Mädchen sollen andere Jobs kennen lernen als die klassischen Frauenberufe, so die Idee der US-Stiftung, die den Berufs-Schnuppertag 1993 ins Leben rief. 2001 wurde in Deutschland die Idee aufgegriffen, Mädchen an einem besonderen Tag Einblicke in den Berufsalltag zu geben. Zum dritten Mal gab es heuer am 8. Mai den deutschen Girls' Day („Töchtertag“ oder „Mädchenzukunftstag“). Bundesweit koordiniert wird er vom Bielefelder Kompetenzzentrum „Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie“. Der Tag bietet den Mädchen die Möglichkeit, in Berufsfelder hineinzuschnuppern, die sie im Prozess der Berufsorientierung nur selten in Betracht ziehen. Im Rahmen ihrer Ausbildungs- und Studienwahl entscheiden sie sich noch immer überproportional häufig für „typisch weibliche“ Berufsfelder oder Studienfächer. Anhand von praktischen Erfahrungen will der Girls' Day ihnen zeigen, wie interessant und spannend beispielsweise die Arbeit einer Ingenieurin, Biophysikerin oder Informationselektronikerin sein kann.

Ziele des Töchtertages, der von einem breiten Aktionsbündnis aus Politik, Verbänden und Institutionen getragen wird, sind unter anderem die Förderung der Kontaktaufnahme zu Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern und die Auffächerung des Berufswahlspektrums von Mädchen. Er zielt vor allem auf Schülerinnen der Klassen 5 bis 10 ab, wobei auch Schülerinnen höherer Klassen willkommen sind.

Die Universität Augsburg beteiligte sich in diesem Jahr zum zweiten Mal und präsentierte ein gegenüber dem Vorjahr deutlich

erweitertes Angebot. Vorbereitet und koordiniert vom Frauenbüro öffneten neben den Instituten für Physik und Informatik auch das Rechenzentrum und die Abteilung Bau und Technik der Zentralverwaltung ihre Türen. Dadurch war es möglich, zusätzlich zu den Studienangeboten im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich auch Berufsfelder zu präsentieren, die eine Berufsausbildung und nicht ein Hochschulstudium voraussetzen.

Insgesamt hat die Zahl der Teilnehmerinnen – über 130 – die Erwartungen bei Weitem übertroffen.

Nach der Begrüßung und einführenden Worten durch die Universitätsfrauenbeauftragte Prof. Dr. Hildegard Macha verteilten sich die Mädchen auf die von Ihnen bereits im Vorfeld ausgewählten Angebote; sie bekamen ein abwechslungsreiches Programm mit Vorträgen und mit Führungen durch die diversen Arbeitsbereiche geboten.

Die Mädchen konnten auch selbst aktiv werden. Sow wurde Ihnen im Rechenzentrum die Bearbeitung von Fotos vorgestellt und sie erfuhren, wie man diese dann ins Internet stellt. Anhand einer Variante des Beachball lernten sie,

wie man an unterschiedlichen Orten und unterschiedlichen Rechnern zu zweit gegeneinander spielen kann. Das Institut für Physik veranstaltete zum Kennenlernen seiner zahlreichen und vielfältigen Arbeitsbereiche und Forschungsfelder eine Institutsralley.

Mittags trafen sich die Mädchen mit den Betreuerinnen und Betreuern zu einem Erfahrungsaustausch bei Pizza und Getränken. Eine Verlosung setzte den Schlusspunkt unter die Veranstaltung.

Die Resonanz der Mädchen auf den Girls' Day war sehr positiv. Die meisten der befragten Schülerinnen wollen im nächsten Jahr auf jeden Fall wieder kommen. Und auch die Gastgeberinnen und Gastgeber waren begeistert. Sie sind mehr denn je vom Sinn und Zweck des Schnuppertags überzeugt und wollen sich deshalb 2004 wieder daran beteiligen.

Und was ist mit den Jungs? Auch für sie soll zukünftig gesorgt werden. Sie sollen künftig ebenso wie die Mädchen speziell in solche Berufe hineinschnuppern können, die sie im Allgemeinen derzeit noch nicht in ihre Berufswahl mit einbeziehen: z. B. in den Beruf des Grundschullehrers, des Erziehers oder des Pflegers.

# 100 JAHRE AKADEMISCHE BILDUNG VON FRAUEN

... und was Männer dazu sagen

Das 20. Jahrhundert hat in den westlichen Industriegesellschaften den Frauen erstmals – spät genug – den Zugang zu akademischer Bildung und zur Teilnahme an der Wissenschaft eröffnet. Dadurch wurden die Lebenssituation und die Lebenschancen vieler Frauen in einem Maße revolutioniert und verbessert, wie vielleicht noch nie zuvor in der Geschichte. Im Gleichschritt mit parallel laufenden Veränderungen, u. a. dem allgemeinen Wahlrecht, hat dieser Prozess das Gesicht der westlichen Gesellschaften zum Segen aller verändert. Ungeahnte kulturelle und wissenschaftliche Potentiale wurden freigesetzt.

Vor hundert Jahren wurden in Bayern die gesetzlichen Grundlagen für ein Studium von Frauen geschaffen. Es ist seitdem viel erreicht worden: Heute studieren mehr Frauen als Männer an bayerischen Hochschulen. Mehr Studentinnen als Studenten beginnen das Studium und machen einen berufsqualifizierenden Abschluss.

Noch immer ist aber die Chancengleichheit von Frauen an den Universitäten ein unvollendetes Projekt: Die akademischen Karrieren von Frauen enden oft, auch nach hervorragenden Qualifikationen, nach der Promotion. Deshalb müssen die kommenden Jahre weitere Fortschritte in der Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen bringen und die Vereinbarkeit von Familien- und Karriereplanung erleichtern. Was die

Universität Augsburg betrifft, so wird die Leitung in Kooperation mit der Frauenbeauftragten alles in ihren Möglichkeiten Stehende tun, um durch Förderprogramme für Nachwuchswissenschaftlerinnen und durch Akzente in Richtung auf eine geeignete Berufungspolitik dafür zu sorgen, dass mehr Frauen ihre wissenschaftliche Karriere fortsetzen können. Rektor Prof. Dr. Wilfried Bottke

Vielen Dank für die Einladung zu einer Stellungnahme zum 100. Geburtstag des Frauenstudiums in Bayern! Ich möchte mich in die Gratulantschar einreihen.

Warum aber gibt es immer noch so wenig Professorinnen, besonders in meiner Fakultät, der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät? Nach meiner Erfahrung in Berufungsausschüssen ist bereits die Zahl der qualifizierten Bewerberinnen bei weitem zu gering. Ein Grund ist vermutlich, dass es schwer ist, eine wissenschaftliche Laufbahn mit der Erziehung und Betreuung von Kindern zu vereinbaren, einer Aufgabe, die auch in unserer Gesellschaft noch immer vielfach von Frauen geleistet wird. Die Schaffung entsprechender Einrichtungen wie Kindertagesstätten kann das Problem nur abmildern, nicht lösen; viele Menschen sind nicht dazu bereit, diese extrem wichtige Aufgabe in erheblichem Umfang auf Institutionen abzuwälzen. Ein Vorschlag, der sich auch an den

Gesetzgeber richtet, wäre, die wissenschaftliche Laufbahn für Frauen und Männer *nach* der Zeit der Kindererziehung zu fördern. Nach heutigem Stand gibt es bei Stellenausschreibungen und Fördermöglichkeiten Altersbeschränkungen, die einen Wiedereinstieg mit 40 nahezu unmöglich machen. Hier ein Umdenken einzuleiten, schiene mir die effektivste Möglichkeit, auch den Leuten Chancen an der Hochschule zu bieten, für die das Zusammenleben mit ihren Kindern sonst in Konflikt mit ihrem wissenschaftlichen Fortkommen geriete. Prof. Dr. Jost-Hinrich Eschenburg

100 Jahre Frauenstudium – trotzdem sehe ich Anlass, dieses Jubiläum nur bescheiden zu feiern. Noch immer gibt es große Probleme für Frauen, ihr berechtigtes Streben nach Selbstverwirklichung im Beruf und den Wunsch nach einer Familie mit Kindern miteinander zu verbinden. Ich meine Frauen ist die Alternative nicht zumutbar, sich entweder für eine berufliche Karriere oder für eine Familie zu entscheiden. Auf das kreative Potenzial der Frauen kann unsere Gesellschaft nicht verzichten, aber es darf nicht sein, hierfür gravierende Einschnitte im Privatleben der Frauen zu fordern, wie dies unterschwellig vielfach in der Arbeitswelt geschieht. Hier gilt es, in unserer Gesellschaft, vor allem bei den Arbeitgebern, ein neues Denken zu erzeugen. Prof. Dr. Ulrich Wiczorek

Vielleicht ist es typisch männlich, dass ich auf den entsprechenden Aufruf hin gleich einen selbst fabrizierten Artikel schicke. Zugrunde liegt diesem Buchbeitrag ein Vortrag, den ich auf Einladung der Studierenden am 23. November 1994 an der Katholisch-Theologischen Fakultät gehalten habe. Wenn Sie etwas für verwendbar halten, können Sie natürlich gerne darüber verfügen. Mir fällt jedenfalls nichts mehr zu diesem Thema ein. Prof. Dr. Dieter Ulich

## FRAU UND MANN NATÜRLICH – ANATOMIE ALS SCHICKSAL

Obwohl sich Frauen und Männer in ihrem Verhalten tatsächlich nur wenig unterscheiden und auch die starren Rollenzuschreibungen sich inzwischen etwas gelockert haben, sind Geschlechtsstereotype auch heute noch fester Bestandteil handlungsleitender Alltagstheorien. Geschlechtsstereotype repräsentieren Geschlechterverhältnisse – dies ist meine zentrale These. Die Beziehungen, in denen Männer und Frauen zueinander stehen – in der Gesellschaft, in Institutionen, in persönlichen Verhältnissen – bestimmen wesentlich, wie Männer und Frauen sich gegenseitig sehen, welche Bilder sie voneinander haben und wie sie sich gegenseitig auf bestimmte Eigenschaften festlegen und verpflichten. Die Beziehung zwischen Geschlechterverhältnissen und Geschlechtsstereotypen ist wechselseitig insofern, als die Stereotype aus den Verhältnissen zwar entstehen, diese in gewisser Weise spiegeln, aber ihrerseits im Sinne einer Stabilisierung auch wieder auf die Verhältnisse zurückwirken. Geschlechtsstereotype können wir nur verstehen, wenn wir ihre Entstehungsgeschichte aus denjenigen Geschlechterverhältnissen heraus begreifen, die bestimmte Prozesse der sozialen Konstruktion von sozialer Wirklichkeit in Gang gesetzt haben bzw. aufrechterhalten.

Was bis heute als angebliche Natur der Frau ausgegeben wird, ist in Wirklichkeit ein zur Denkgeohnheit gewordenes kulturelles

Deutungsmuster, das gerade einmal zweihundert Jahre alt ist. Die heutigen Geschlechtsstereotype gehen auf ein Frauenleitbild zurück, das an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entstand. Veränderungen der Arbeitsorganisation, der Arbeitsteilung, die Auslagerung der gewerblichen Arbeit aus dem „ganzen Haus“, Funktionsentlastung, Urbanisierung und vor allem die Trennung von Wohn- und Arbeitsbereich führten zu einer Beschränkung der Frau auf eine Rolle im privaten Bereich der bürgerlichen Kleinfamilie. In der Folge schufen Männer zu ihrem eigenen Nutzen und zum Nachteil von Frauen ein Frauenleitbild, das vor allem zwei Aufgaben erfüllen sollte: Frauen sollten erstens den äußeren Bedeutungsverlust innerlich nachvollziehen und akzeptieren und sie sollten zweitens in ihre teilweise neue Rolle – neu war die Ausschließlichkeit der Beschränkung auf die Rolle der Mutter und Gattin – eingeebnet und darauf verpflichtet werden.

Ganze Heerscharen von Philosophen, Medizinerinnen, Literaten und Pädagogen erfanden sog. Geschlechtscharaktere, die Mann und Frau die Wesensmerkmale zuschrieben, die den Erfordernissen der neuen Zeit entsprachen: Männern vor allem Aktivität und Rationalität, Frauen Duldsamkeit, Ausdauer, Sanftmut und Emotionalität. Das normative Frauenleitbild der frühen bürgerlichen Epoche entfaltete in den Köpfen der

Menschen offenbar ein Eigenleben, es vergegenständlichte, „materialisierte“ sich zum „Wesen der Frau“. Dieses Kunstprodukt konnte sogar zum „Erkenntnis“-Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen gemacht werden, wobei die Wissenschaftler dann die Reifizierung (Vergegenständlichung) auf die Spitze trieben und das Leitbild zur „Natur“ der Frau erklärten.

Das Frauenleitbild fungiert als weiblicher Tugendkatalog und beinhaltet ein ganzes Spektrum projizierter männlicher Wunschbilder, denn: Was ist die hochgelobte weibliche „Hingabe“ anderes als die permanente, auch sexuelle Verfügbarkeit? Was ist weibliche „Passivität“ anderes als der Verzicht auf eigene Interessen, Subjektivität und – gegebenenfalls – Gegenwehr? Was ist die „angeborene Fürsorglichkeit“ anderes als die permanente Ausbeutbarkeit, die Übernahme aller Tätigkeit in der Kinderversorgung und dem Haushalt, die Sicherung männlicher Bequemlichkeit? Was ist die angeblich typisch weibliche „Empfänglichkeit“ und Empathiefähigkeit anderes als die Bereitschaft, dem Mann jeden Wunsch von den Augen abzulesen und natürlich auch zu erfüllen? Diese Tugendkataloge dienen nicht nur der sozialen „Zurichtung“ von Frauen, sie sind auch als Droge gegen etwaige Befreiungs- und Selbstverwirklichungswünsche gedacht – Lobeshymnen als scheinbare Entschädigung für die



geforderte und auch geleistete Selbstaufopferung.

Aufgrund des noch anhaltenden strukturellen Definitionsmonopols von Männern konnten die frühbürgerlichen Stereotype zum Bestandteil unseres kulturellen Erbes und unserer Alltagstheorien gemacht werden. Ein neueres Beispiel für die Verbreitung von Geschlechtsstereotypen durch (männliche) Wissenschaftler ist die Soziobiologie. Da Frauen sich heute nicht mehr ohne weiteres auf den traditionellen Tugendkatalog festlegen lassen, bedarf es stärkerer Geschütze, um sie an ihre natürliche Bestimmung zu erinnern. Wenn Männer ihre Macht und ihre Vorrechte gefährdet sehen, blasen sie zur ideologi-

schen Offensive, um die Inferiorität der Frau wieder herzustellen: Die Naturwissenschaft tritt auf den Plan. Die sog. „Soziobiologie“, die seit Mitte der 70er Jahre die Sozialwissenschaften und die gebildete Öffentlichkeit heimsucht, wärmt das nun schon zweihundert Jahre alte Frauenleitbild der frühen bürgerlichen Familie wieder auf und behauptet, dass die damals festgelegte Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau unvermeidlicher Ausdruck spezifischer Genwirkungen sei. Die ungleiche Beteiligung der Eltern an der Versorgung der Kinder und an der Sorge um die Kinder, die größere sexuelle Aggressivität der Männer, das angeblich typisch männliche „Werbeverhalten“, die angeblich typisch weibliche Eifer-

sucht, männliche Seitensprünge, die angebliche Sex-Besessenheit männlicher Jugendlicher – alles ist genetisch bedingt und biologisch notwendig: Männer dominieren Frauen, weil sie es müssen.

Anthropologische und soziobiologische Aussagen über das „Wesen“ von Frauen oder Männern sind wissenschaftlich jedoch nicht haltbar. Viele Behauptungen lassen sich aufgrund bloßen Nachdenkens widerlegen. Wenn Frauen wirklich von Natur aus monogam veranlagt wären, warum musste man sie dann mit drakonischen Strafen vom Gegenteil abhalten? Wenn Frauen wirklich geistig minderbemittelt wären, warum musste man sie dann mit Gewalt, nämlich mithilfe von Gesetzen, von höhe-

ren Bildungswegen, vom Wahlrecht, von höheren Berufen ausschließen? Wenn Frauen wirklich von Natur aus für Führung ungeeignet und den Männern untergeordnet wären, warum gibt es dann in von Männern dominierten Gesellschaften Rituale und Regeln, die die männliche Überordnung symbolisieren und absichern? Angesichts des Aufwandes an Regelungen und Sanktionen zur Aufrechterhaltung der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern kann man wohl kaum schließen, dass diese Ungleichheit bereits in der Natur so vorgesehen und verankert ist. In Wirklichkeit müssen Frauen an ihre angebliche natürliche Bestimmung von Männern erst recht nachdrücklich „erinnert“ werden.

Aussagen über die „Natur der Frau“ haben vor allem affirmative Funktionen. Sie tragen dazu bei, soziale Wirklichkeit sozial mit zu konstruieren, zu normieren und zu legitimieren – und damit die Benachteiligung von Frauen mit hervorzubringen bzw. zu perpetuieren. Auch heute noch dienen Geschlechtsstereotype dazu, Frauen für inkompetent zu erklären bzw. männliche Vorrechte zu verteidigen; über den Prozess der sich selbst erfüllenden Prophezeiungen können sie aber auch bewirken, dass Frauen sich weniger Fähigkeiten und Erfolg zutrauen als Männer.

Wenn man die Behauptungen über das Wesen der Frau ihrer schein-wissenschaftlichen Um-

mäntelung entkleidet, bleibt im Wesentlichen eine Ansammlung beleidigender und diffamierender Äußerungen übrig. Als Entwurf eines Bildes der Frau sind die Ausführungen von ebenso anmaßender wie erbärmlicher Niedertracht. Sie sind im Kern frauenfeindlich und entwürdigend, und zwar gemessen an unseren Kenntnissen über die wirklichen Ursachen der Benachteiligung von Frauen, an den Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, über die Frauen ebenso verfügen wie Männer und gemessen an den Gleichberechtigungs- und Gleichstellungsforderungen in einer demokratischen Gesellschaft – der Unteilbarkeit der Menschenwürde.

# ACH, WÄR'N DOCH DIESE FRAU'N NUR MÄNNER!

Anlässlich des hundertjährigen Geburtstags der Universität Augsburg am 16. Oktober 2070 komme ich als Archivarin der Universität gerne der Bitte der Rektorin nach, einmal so genau wie möglich zusammenzustellen, wie es zu den Wegebenennungen auf unserem Campus kam. Seit sich der Anteil der weiblichen Studierenden auf einem hohen Niveau oberhalb der Zweidrittlinie eingependelt hat und die Universität deshalb aufgrund europäischer Richtlinien im Sommersemester 2063 einen Männerbeauftragten eingeführt hat, ist die Benennung der Campuswege nach berühmten Wissenschaftlerinnen und Dichterinnen ins Gerede gekommen. Dass sich die Wegebenennung aber nun gerade gegen die männliche Minderheit gerichtet hätte, ist aus den im Archiv vorhandenen Akten zweifellos und klar zu widerlegen. In der Frühphase der Universität waren nämlich nicht die Männer in der Minderheit, sondern die Frauen. Folglich gab es auch keinen Män-

nerbeauftragten wie heute, sondern eine Frauenbeauftragte (abgeschafft 2037). Nachdem sich der Senat der Universität in den Jahren 1996 und 1997 wiederholt auf seinen Sitzungen mit der Frage beschäftigte, ob die bis dahin herrenlose Wege auf dem Campus zur besseren Orientierung mit Namen versehen werden sollten, kam es dann in der Senatssitzung vom 18. Februar 1998 zu einem Beschluss. Die Hauptwege sollten benannt werden nach Bettina von Arnim, Sophie von Laroche, Emilie Kempin, Marie Jahoda, Emmy Noether und Hertha Sponer. Wie damals üblich liegt aus dieser Sitzung nur ein Beschlussprotokoll vor, das über die vorausgegangene Aussprache nichts enthält. Aber man kann davon ausgehen, dass durch die im Unviertel damals schon präsenten männlichen Flugpioniere wie Professor Messerschmitt et al. die männliche Senatsmehrheit sich hinreichend verwirklicht sah, so dass sie sich nach der zweijährigen Vorlaufzeit zu einer männli-

chen Zustimmung durchrang. Im übrigen erging der Senatsbeschluss einstimmig, woraus man aber keine besonderen Schlüsse ziehen kann, denn in der damaligen Zeit beschloss der Senat immer alles einstimmig.

Wann genau die Wegebenennung dann vorgenommen wurde, ist aus den im Archiv vorhandenen Akten nicht mehr rekonstruierbar. Erst einmal geschah wohl nichts. Vorhanden ist noch ein Brief des

Rektors vom 16. Dezember 1998 des Inhalts, dass aus dem Senatsbeschluss zur Wegebenennung zwar klar ersichtlich ist, wo nach Meinung des Senats die zu benennenden Wege anfangen, der Senatsbeschluss sei aber dahingehend unergiebig, wo die Wege enden. Die Universitätsleitung habe deshalb eine Arbeitsgruppe

aus Fakultätsvertretern zum Vollzug des Senatsbeschlusses vom 18. Februar 1998 eingerichtet. Mit der Einsetzung der Arbeitsgruppe verlieren sich im Archiv die Spuren. Als Kuriosum sei vermerkt, dass sich auf dem rektoralen Brief eine Marginalglosse findet, mit der eine Leserin wohl ihr Mitgefühl mit den Namenspatroninnen zum Ausdruck bringen wollte:

Ich wollt', ich wär' ein Mann, dann wär' es schon getan: Es gäb' ein Schild mit meinem Bild und meinem Namen dran.

Ungefähr um das Jahr 2003 herum wurde dann der Vollzug des Senatsbeschlusses ganz konkret in Angriff genommen, offenbar in einem Dreistufenplan. Die erste Stufe war die Generalsanierung

aller Wege, wohl um sie für die Benennung fit zu machen (siehe Foto). Es gibt vage Hinweise darauf, dass in der zweiten Stufe die Beleuchtungskörper ausgewechselt wurden, was wegen der damals zwingend vorgeschriebenen europaweiten Ausschreibung auch seine Zeit gedauert haben dürfte. Von daher ist davon auszugehen, dass als dritte und letzte Stufe um das Jahr 2008 herum – also etwa zehn Jahre nach dem einschlägigen Senatsbeschluss – die Namensschilder tatsächlich angebracht wurden. Angesichts dieser Mühen früherer Generationen ist es um so erfreulicher, mit welcher Angehörige und Gäste der Universität an Hand der Wegenamen auf unserem Campus orientieren.

Friederike Miehslekup, Universitätshauptarchivarin







# UniPressInfo

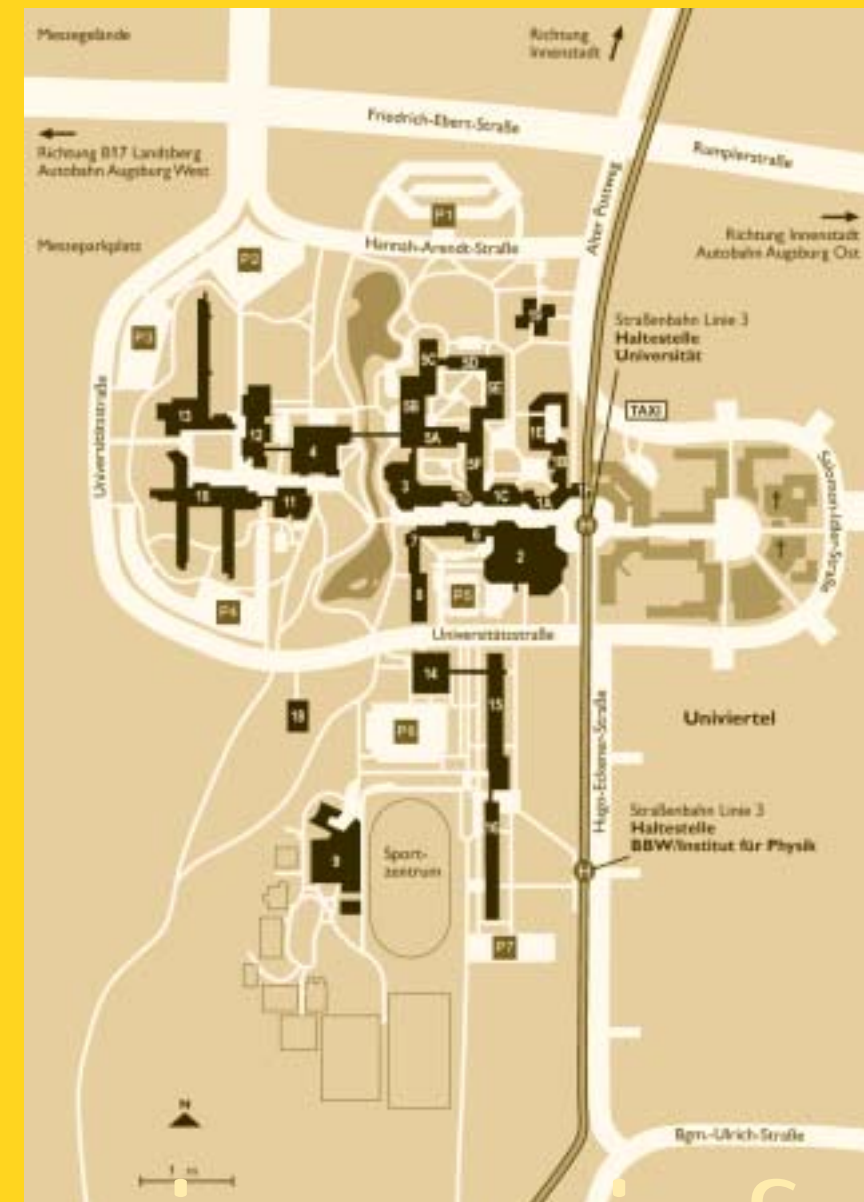
Öffentliche Veranstaltungen an der Universität Augsburg

## Januar 2004 ff.

Die Universität Augsburg lädt Sie, liebe Leserinnen und Leser, während der Vorlesungsmonate täglich zu meist mehreren öffentlichen Veranstaltungen aus verschiedensten Fachgebieten und zu unterschiedlichsten Themen ein. Nutzen Sie dieses Angebot! Der Eintritt ist stets frei (wenn nicht, wie in ganz seltenen Ausnahmefällen, anders angegeben). Wir freuen uns über Ihr Kommen.

Um auf unserem Campus zu der Veranstaltung zu finden, in die Sie wollen, orientieren Sie sich am besten am untenstehenden Lageplan. Bei den einzelnen Einträgen des nachfolgenden Veranstaltungskalenders ist nach WO stets die Gebäude-Nummer angegeben, die Sie auf diesem Plan wiederfinden. WO steht in den Einträgen also für den VeranstaltungsOrt, V für den/die Veranstalter, K&I gibt Ihnen Auskunft, mit wem Sie Kontakt aufnehmen können, um detaillierte Informationen zu erhalten, und nach P geben wir Ihnen ggf. Einzelheiten zum Programm der Veranstaltung bekannt. Was Sie sonst noch über die Veranstaltung wissen sollten, steht hinter !!!

Oft erfährt die Redaktion von Veranstaltungen erst nach Redaktionsschluss. Wir empfehlen Ihnen deshalb den Blick in die täglich aktualisierte Online-Ausgabe unseres Veranstaltungskalenders unter [www.presse.uni-augsburg.de/unipressinfo](http://www.presse.uni-augsburg.de/unipressinfo)



[www.presse.uni-augsburg.de/unipressinfo](http://www.presse.uni-augsburg.de/unipressinfo)

Der zusätzliche Blick in die Online-Ausgabe bringt Sie stets auf den neuesten Stand. Sie werden dort auch informiert, falls eine Veranstaltung einmal kurzfristig abgesagt werden muss. Eine aktuelle Wochenvorschau der Online-Ausgabe können Sie sich gratis jeweils montags kurz nach Mitternacht in Ihre Mailbox kommen lassen: Sie brauchen hierfür nur auf der Seite [www.presse.uni-augsburg.de/index\\_abo.html](http://www.presse.uni-augsburg.de/index_abo.html) Ihre e-mail-Adresse einzutragen.



■ noch bis 28. Februar 2004

„In den alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat ...“ - Märchen und Märchenforschung. Ausstellung | WO Nr. 4, Zentralbibliothek | V Fach Volkskunde und der Universitätsbibliothek | !!! Öffnungszeiten: Mo - Fr 8.30 - 22.00 Uhr, Sa 8.30 - 16.00 Uhr -

■ Samstag, 24. Januar 2004

11.00 Uhr Forschen, Lehren, Aufbegehren - Eröffnung der Wanderausstellung der Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an bayerischen Hochschulen aus Anlass des Jubiläums 100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern | WO Toskanische Säulenhalle im Zeughaus, | V Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an bayerischen Hochschulen | K&I Marion Magg-Schwarzbäcker, Frauenbüro der Universität Augsburg, 86135 Augsburg, T 0821/598-5145, frauenbuero@zsk.uni-augsburg.de | !!! Programm: • Begrüßung: Prof. Dr. Hildegard Macha (Frauenbeauftragte der Universität Augsburg) • Grußworte der Schirmherren Prof. Dr. Wilfried Bottke (Rektor der Universität Augsburg) und Dr. Paul Wengert (Oberbürgermeister der Stadt Augsburg) • Jubiläumskomposition von Ines Lütge - Es spielen das Kammermusikensemble der Hochschule für Musik und Theater München sowie Studierende der Hochschule für Musik Nürnberg-Augsburg) • Einführung in die Ausstellungen „StandPunkt“ durch Annemarie Helmer-Heichele (Vorsitzende des BBK Schwaben- Nord und Augsburg e.V.) und „Forschen Lehren Aufbegehren“ durch Dr. Christiane Wilke (inhaltliche Konzeption) • Rundgang durch die Ausstellungen • Im Anschluss Stehempfang

■ Montag, 26. Januar 2004

14.15 Uhr Contracts and Inequity Aversion. Vortrag von Florian Englmaier (Ludwig-Maximilians-Universität München) im Rahmen des **Volkswirtschaftlichen Seminars** | WO Nr. 10, WiWi-Fakultätsgeb., Raum 2426 | V Institut für Volkswirtschaftslehre | K&I Prof. Dr. Peter Welzel oder Thilo Pausch, T. 0821/598-4185 oder -4196

17.15 Uhr Hybridisation of electronic states in quantum dots through photon emission. Vortrag von Prof. Dr. Khaled Karrai (LMU München) im **Augsburger Physikalischen Kolloquium** | WO Nr. 14, Physik-Hörsaalgeb., HS 1004 | V Institut für Physik

18.00 Uhr Ryokan und Reis - Technopolis und Hochhäuser. Bericht über jüngste Forschungsreisen nach Japan. Vortrag von Prof. Dr. Hans Hillenbrand (UA, Didaktik der Geographie) im Rahmen der **Vortragsreihe Japan heute** | WO Nr. 10, WiWi-Fakultätsgeb., Raum 2105 | V Prof. Dr. Horst Hanusch in Verbindung mit der IHK für Augsburg und Schwaben und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Augsburg und Schwaben e.V.

18.15 Uhr Tai Ji Quan - Kampfkunsttradition und kulturelles Erbe Chinas. Vortrag von Prof. Yuan Xi (Tai-Ji-Großmeister an der Hochschule für Körperkultur in Tianjin) im Rahmen der Ringvorlesung **China - Gesellschaft und Wirtschaft im Umbruch** | WO Nr. 14, Physik-Hörsaalzentrum, HS 1001 | V Universität Augsburg, Deutsch-Chinesische Gesellschaft Augsburg e.V. und Förderverein zur Förderung der deutsch-chinesischen Zusammenarbeit Memmingen e.V.

20.00 Uhr Inspiration aus zweiter Hand in Liedern von Johannes Brahms: Musikalische Anleihen und die Frage nach Originalität. Gastvortrag von Prof. Dr. Christopher Reynolds (University of California, Davis) | WO Nr. 5B, Phil.-Geb., Raum 2117 | V Musikwissenschaft

■ Dienstag, 27. Januar 2004

18.00 Uhr Politische Säuberung oder Vertreibung? Der Umgang mit deutschen Volksgruppen nach dem Zweiten Weltkrieg im europäischen Vergleich. Vortrag von PD Dr. Manfred Kittel (München) | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS IV | V Prof. Dr. Andreas Wirsching

18.15 Uhr Corporate Governance - auch für den Mittelstand relevant? Vortrag von Winfried Klöpfer (RA, WP, Corporate Law Group, Beiten Burkhardt Goerdeler, München) im Rahmen der Vortragsreihe **Prüfung und Controlling** | WO Nr. 11, WiWi-Hörsaalgeb., HS 1004 | V Wissenschaftliche Gesellschaft für Prüfung und Controlling an der Universität Augsburg e.V.

18.15 Uhr Der König und seine Leute. Beobachtungen zum Umgang der hellenistischen Herrscher mit dem kleinasiatischen Binnenland und seiner Bevölkerung. Vortrag von Dr. Christian Mileta (Berlin) im Rahmen des **Altertumswissenschaftlichen Kolloquiums** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS III | V Profs. Drs. Valentin Kockel, Marion Lausberg, Gregor Weber

■ Mittwoch, 28. Januar 2004

10.10 Uhr Wie verkauft man IT-Projekte? Gastvortrag von Frank Mang (Accenture) | WO Nr. 11, WiWi-Hörsaalgeb., HS 1001 | V Betriebswirtschaftslehre, Wirtschaftsinformatik und Financial Engineering

18.15 Uhr Die permanente Revolution der Avantgarde, oder die Wiederauferstehung der Kunst? Vortrag von Priv. Doz. Dr. Till Kuhnle (UA, Romanische Literaturwissenschaft) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ 28. Januar bis 20. Februar 2004

Forschen, Lehren, Aufbegehren - Wanderausstellung der Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an bayerischen Hochschulen aus Anlass des Jubiläums 100 Jahre akademische Bildung von Frauen in Bayern | WO Toskanische Säulenhalle im Zeughaus, | V Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an bayerischen Hochschulen | K&I Marion Magg-Schwarzbäcker, Frauenbüro der Universität Augsburg, 86135 Augsburg, T 0821/598-5145, frauenbuero@zsk.uni-augsburg.de | !!! Öffnungszeiten: Mi - So 11.00 - 18.00 Uhr. Zur Ausstellung und zum Begleitprogramm siehe <http://www.uni-augsburg.de/frauenbeauftragte/aktuelles> und <http://www.lrz-muenchen.de/~baylakof/ausstel.htm>

■ Donnerstag, 29. Januar 2004

14.15 Uhr Die Wirkung proportionaler Wahlsysteme am Beispiel der Schweizer Kantone und Bosnien-Herzegowina. Gastvortrag von Daniel Bochsler (Institut de hautes études en administration publique, Universität Lausanne) | WO Nr. 7, Institut für Mathematik, Raum 1008 | V Profs. Drs. Friedrich Pukelsheim und Antony Unwin

■ Sonntag, 1. Februar 2004

19.00 Uhr Gottes Zuversicht - unsere Zuversicht? Prof. Dr. Andreas Wirsching (UA, Neuere und Neueste Geschichte) im Rahmen der **Hochschulgottesdienste** | WO Pfarrkirche St. Moritz | V Die Augsburger Hochschulen in Verbindung mit der Stadt Augsburg und den kirchlichen Studierenden- und Hochschulgemeinden

■ Montag, 2. Februar 2004

14.15 Uhr Politische Ökonomie, geldpolitische Autonomie und Währungsunion (Teil I). Vortrag von Priv.-Doz. Dr. Thomas Plümper (Universität Konstanz) im Rahmen des **Volkswirtschaftlichen Seminars** | WO Nr. 10, WiWi-Fakultätsgeb., Raum 2426 | V Institut für Volkswirtschaftslehre | K&I Prof. Dr. Peter Welzel oder Thilo Pausch, T. 0821/598-4185 oder -4196

17.15 Uhr Quanten-Gyroskope und Gödels Universum: Verschränkung eröffnet neue Testmöglichkeiten für Kosmologie. Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Schleich (Universität Ulm) im **Augsburger Physikalischen Kolloquium** | WO Nr. 14, Physik-Hörsaalgeb., HS 1004 | V Institut für Physik

■ 3. bis 5. Februar 2004

Schülerinformationstage 2004 | WO Campus der Universität Augsburg, Universitätsstraße | V Prorektor Prof. Dr. Thomas M. Scheerer für das Leitungsgremium der Universität Augsburg | !!! An allen drei Tagen findet zwischen 13.00 und 14.30 Uhr eine allgemeine Informations- und Orientierungsveranstaltung statt. Jeweils zwischen 10.00 und 12.00 sowie zwischen 15.00 und 17.00 Uhr präsentieren sich einzelne Fakultäten, Fächer, Studiengänge und Einrichtungen der Universität mit speziellen Informationsangeboten, Führungen, Schnuppervorlesungen etc. - Das ausführliche Programm demnächst unter <http://www.uni-augsburg.de/schuelerinfotage>

■ Dienstag, 3. Februar 2004

10.15 Uhr Eichendorff und das Ideal der Anmut. Vortrag zu Ehren von Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Koopmann von Lothar Pikulik | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | V Neuere deutsche Literaturwissenschaft

14.15 Uhr Politische Ökonomie, geldpolitische Autonomie und Währungsunion (Teil II). Vortrag von Priv.-Doz. Dr. Thomas Plümper (Universität Konstanz) im Rahmen des **Volkswirtschaftlichen Seminars** | WO Nr. 10, WiWi-Fakultätsgeb., Raum 2426 | V Institut für Volkswirtschaftslehre | K&I Prof. Dr. Peter Welzel oder Thilo Pausch, T. 0821/598-4185 oder -4196

17.15 Uhr Grenzverteilungssätze für Besuchshäufigkeiten bei Transformationen mit einem unendlichen invarianten Maß. Vortrag von Dr. Maximilian Thaler (Universität Salzburg) im Rahmen des **Augsburger Mathematischen Kolloquiums** | WO Nr 7, Institut für Mathematik, Raum 2004 | V Institut für Mathematik

18.15 Uhr Mathematikunterricht am achtjährigen Gymnasium - Information und Diskussion mit Alfred Böhm (Fachleiter für Mathematik, Staatl. Seminar für Schulpädagogik Weingarten), StD Eva Focht-Schmidt (Augsburg), MR Dieter Götzl (Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus), StD Ulrike Schätz (München), StD Dr. Heinz Steuer (Zentraler Fachberater für Mathematik in Bayern) und - als Moderatorin - Prof. Dr. Kristina Reiss (Universität Augsburg, Lehrstuhl für Didaktik der Mathematik) im Rahmen des **Kolloquiums des Zentralinstituts für didaktische Forschung und Lehre** | WO Nr.5 A, Phil.-Gebäude, Raum 2105 | V Prof. Dr. Rudolf-Dieter Kraemer für das Zentralinstitut für didaktische Forschung und Lehre

19.00 Uhr Die Akademien der Wissenschaften im Spannungsfeld zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Vortrag von Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult Heinrich Nöth (Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften) im Rahmen der Reihe **Forum Wissenschaft** | WO Ort wird noch bekannt gegeben | V Universität und Stadtparkasse Augsburg

20.15 Uhr „Ökologie und Kommerz“ - wie man ‚richtig‘ Geld verdient.. Vortrag von Dr. Claus Hipp im Rahmen des KHG-Semesterthemas **Macht euch die Erde...** | WO Haus Edith Stein, Hermann-Köhl-Straße 25 | V KHG

■ Mittwoch, 4. Februar 2004

18.30 Uhr Methodenlehre und gewerblicher Rechtsschutz - dargestellt am Beispiel der markenrechtlichen Verwechslungsgefahr. Antrittsvorlesung von Honorarprofessor Dr. Franz Hacker (UA, Bürgerliches Recht und Gewerblicher Rechtsschutz) | WO Nr. 13, Juristische Fakultät, Raum 2001 | V Dekan der Juristische Fakultät

19.19 Uhr Faschingskonzert | WO Schillstraße 100, Konzertsaal | V Fachschaft Musikpädagogik

20.30 Uhr Blickpunkt Campus - das Fernsehmagazin des Videolabors der Universität Augsburg auf TV Augsburg | !!! Die Sendung wird am 6. Februar um 18.30 Uhr und am 8. Februar um 21.30 Uhr wiederholt.

■ Donnerstag, 5. Februar 2004

19.30 Uhr Treffpunkt International | WO Haus Edith Stein, Hermann-Köhl-Straße 25 | V Akademisches Auslandsamt, ESG und KHG | !!! Für ausländische und deutsche Studierende zum Kennen lernen und Kontakte knüpfen. Infos über Land, Leute, Kultur und Politik. Kulinarisches, Rhythmen und Klänge aus dem Ausland. Welches Land sich vorstellt, wird auf den Plakaten des Akademischen Auslandsamtes angekündigt.

■ Montag, 9. Februar 2004

17.15 Uhr Vortrag von Dr. Stefan Ebbinghaus (UA) im **Augsburger Physikalischen Kolloquium** | WO Nr. 14, Physik-Hörsaalgeb., HS 1004 | V Institut für Physik

18.15 Uhr Kommunikationskultur des Briefes. Gastvortrag von Prof. Dr. Michael Maurer (Jena) | WO Nr. 5A, Phil.-Geb., Raum 2107 | V Institut für Europäische Kulturgeschichte

19.00 Uhr Evangelischer Semesterschluss-Gottesdienst | WO Stephanuskirche | V ESG

■ Dienstag, 10. Februar 2004

9.15 Uhr Kommunikationskultur des Briefes. Werkstattgespräch mit Prof. Dr. Michael Maurer | WO Institut für Europäische Kulturgeschichte, Eichleitnerstraße 30, Seminarraum | V Institut für Europäische Kulturgeschichte

18.15 Uhr Frauenpolitik und Geschlechterpolitik. Vortrag von Prof. Dr. Carol Hagemann-White (Universität Osnabrück) im Rahmen der Ringvorlesung **Forschen, Lehren, Aufbegehren** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS IV | V Die Frauenbeauftragte der Universität Augsburg | K&I Marion Magg-Schwarzbäcker, Frauenbüro der Universität Augsburg, 86135 Augsburg, T 0821/598-5145, frauenbuero@zsk.uni-augsburg.de



18.15 Uhr Orthopraxis statt Orthodoxie. Die römische Religion und keine heilige Schrift. Vortrag von Prof. Dr. Thomas Baier (Bamberg) im Rahmen des **Alertumwissenschaftlichen Kolloquiums** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS III | V Profs. Drs. Valentin Kockel, Marion Lausberg, Gregor Weber

19.00 Uhr Semesterschluss-Gottesdienst | WO Stephanuskirche | V KHG

■ Mittwoch, 11. Februar 2004

10.10 Uhr Die Informationsgesellschaft im 21. Jahrhundert - Chancen und Risiken. Vortrag von Prof. Dr. Dr. Franz Josef Radermacher (FAW Ulm) | WO Nr. 11, WiWi-Hörsaalgeb., HS1001 | V Betriebswirtschaftslehre, Wirtschaftsinformatik und Financial Engineering

18.15 Uhr Literaturwissenschaft und Ethik. Vortrag von Prof. Dr. Mathias Mayer (UA, Neuere deutsche Literaturwissenschaft) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Donnerstag, 12. Februar 2004

17.15 Uhr Little brothers are watching you - von ubiquitären und organischen Computern. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Theo Ungerer (UA, Systemnahe Informatik) | WO Eichleitnerstraße 30, Multimediahörsaal 207 | V Fakultät für Angewandte Informatik

20.00 Uhr Edvard Grieg: „Peer-Gynt“ (Suiten 1 und 2) und César Franck: Symphonie d-moll. Orchesterkonzert | WO Schillstraße 100, Konzertsaal | V collegium musicum | !!! Karten zu den Konzerten sind erhältlich im Lehrstuhlbüro Musikpädagogik, Schillstraße 100, T 0821/598-2918 und an der Abendkasse

■ Mittwoch, 21. April 2004

18.15 Uhr Gedächtnis, Erinnerung und Literatur. Vortrag von Prof. Dr. Severin Müller (UA, Philosophie) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Dienstag, 27. April 2004

18.15 Uhr Unternehmenskonzept eines Handelsbetriebs: Das Beispiel AVAG - ein Unternehmengespräch. Vortrag von Albert Still (Vorstandsvorsitzender AVAG Holding AG) im Rahmen der Vortragsreihe **Prüfung und Controlling** | WO AVAG, Robert-Bosch-Straße 7 | V Wissenschaftliche Gesellschaft für Prüfung und Controlling an der Universität Augsburg e.V.

■ Dienstag, 4. Mai 2004

18.15 Uhr Fachwissenschaft/Fachdidaktik/Pädagogik und ihre Bedeutung für die Lehrerbildung. Vortrag von Prof. Dr. Ulrich Herrmann (Universität Ulm) im Rahmen des **Kolloquiums des Zentralinstituts für didaktische Forschung und Lehre** | WO Nr. 5 A, Phil.-Gebäude, Raum 2105 | V Prof. Dr. Rudolf-Dieter Kraemer für das Zentralinstitut für didaktische Forschung und Lehre

■ Mittwoch, 5. Mai 2004

18.15 Uhr Intertextualität. Vortrag von Prof. Dr. Martin Middeke (UA, Englische Literaturwissenschaft) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Montag, 10. Mai 2004

19.00 Uhr Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2004 | WO Goldener Saal des Augsburger Rathauses | V Forum Interkulturelles Leben und Lernen (FILL) e. V. in Verbindung mit der Universität und der Stadt Augsburg

■ Mittwoch, 19. Mai 2004

18.15 Uhr Theorien der Autorschaft. Vortrag von Priv. Doz. Dr. Ursula Regener (UA, Neuere deutsche Literaturwissenschaft) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Mittwoch, 2. Juni 2004

18.15 Uhr Jacques Lacan. Vortrag von Erik Redling (UA, Amerikanistik) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Dienstag, 8. Juni 2004

18.15 Uhr Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Gregor Weber (UA, Alte Geschichte) | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | V Philologisch-Historische Fakultät

■ Mittwoch, 16. Juni 2004

18.15 Uhr Jürgen Habermas' Kommunikationsmodell und die Bedeutung von Literatur. Vortrag von Priv. Doz. Dr. Jürgen Eder (UA, Neuere deutsche Literaturwissenschaft) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Mittwoch, 30. Juni 2004

18.15 Uhr Postmoderne Literaturtheorie. Vortrag von Prof. Dr. Hubert Zapf (UA, Amerikanistik) im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

■ Mittwoch, 14. Juli 2004

18.15 Uhr Vortrag im Rahmen der **Ringvorlesung Theorien der Literatur II** | WO Nr. 3, Hörsaalzentrum, HS II | VK&I Prof. Dr. Hans Vilmar Geppert, T 0821/598-2768, vilmar.geppert@phil.uni-augsburg.de

1903  
Forschen, Lehren,  
Aufbegehren  
1913  
1923  
1933  
1943  
1953  
1963  
1973  
1983  
1993

akademische Bildung  
von Frauen in Bayern

05.02.04  
Donnerstag  
FRAUENFEST:  
HÖCHSTE ZEIT..  
1903 c.t.

Uni Augsburg Alte Cafeteria

Programm:  
Revue: -Helga S.-  
Band: -St. Anna Jazz Babies-  
Modenschau:  
Von zugeknöpft bis nabelfrei-  
D. Jane Lucyrella  
dreht die Plattenteller durch die Zeit:  
..swing..dixie..slop..boogie..  
..twist..rock'n roll..beat..surf..soul..  
..garage..punk..pop..discorama..

Drinks+Food

Karten VVK:  
Uni Augsburg  
Rektoratsgebäude  
AStA-büro (Z.2080)  
Tel: 0821-598-5169  
Frauenbüro (Z.2033)  
Tel: 0821-598-5145  
Eintritt: 5€

2003..04..



# UNI Wissen für die PRAXIS

## AUS DER WEITERBILDUNG

**IAS Accountant – neue Qualifizierung:** Vor dem Hintergrund der Globalisierung der Finanzmärkte und des steigenden Wettbewerbsdrucks gewinnt die einheitliche Anwendung von Rechnungslegungsnormen an Bedeutung. Die Umstellung auf die neuen Bilanzstandards nach IAS/IFRS erfordert von den Unternehmen eine sorgfältige Vorbereitung. Der neue Zertifikatskurs „IAS Accountant“ am ZWW vermittelt fundiertes Fachwissen über das gesamte Regelwerk des IAS/IFRS (International Accounting Standards / International Financial Reporting Standards). Finanzfachleute lernen, wie sie die international gültigen Bilanzierungsstandards in ihrem Unternehmen umsetzen können. Der Kurs fand in Kooperation mit der IAS Academy im November letzten Jahres zum ersten Mal statt. Alle Teilnehmer erhielten nach dem Bestehen der Abschlussprüfung im Rahmen einer kleinen Feier das Zertifikat „IAS Accountant“ der Universität Augsburg.



**Start des MBA:** Am 8. Januar 2004 nahmen an der Universität Augsburg die 24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des sechsten Executive-MBA-Studiengangs ihr Studium auf. 20 Monate lang werden sie in verschiedenen Kernkompetenzen geschult, die für Führungstätigkeiten in der Ebene des höheren Managements unerlässlich sind. Eine besonders interessante Note erhält das Studium durch den siebenwöchigen Aufenthalt an der Joseph M. Katz Graduate School of Business in Pittsburgh, wo die Teilnehmer vor Ort ihre international Kompetenz trainieren werden. Nach 20 Monaten anspruchsvollen Studiums neben Beruf und Familie erhalten die Absolventen den Titel eines „Master of Business Administration“, der für ihre weitere berufliche Entwicklung eine hervorragende Ausgangsbasis bietet.

## AUS DEM WISSENS- UND TECHNOLOGIETRANSFER

**EFFEKT!** So heißt ein neues Projekt am ZWW. Ziel von EFFEKT! ist es, den Frauenanteil an Unternehmensgründungen in den nächsten zwei Jahren deutlich zu steigern und möglichst viele Frauen „fit für die Selbstständigkeit“ zu machen. Neben einem kostenlosen an den speziellen Bedürfnissen der Frauen ausgerichte-

ten Seminarangebot sind Kontakt- und Gründerforen (mit Kinderbetreuung) geplant, die dem Ideen- und Erfahrungsaustausch, zur Information und Beratung der Teilnehmerinnen sowie zur Bildung von Arbeits- und Betreuungszirkeln, dienen. **EFFEKT!** wird unterstützt von der Europäischen Kommission, dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst und dem GründerRegio M e.V.

**Gründer- und Erfinderberatung auch 2004:** Es gehört zu den erklärten Zielen des ZWW, eine kooperative und produktive Verbindung zwischen Wissenschaft und Praxis zu ermöglichen und zu pflegen. Dabei spielen die Bereiche „Gründerberatung“ und „Erfinderberatung“ eine entscheidende Rolle. Die beiden aus der High-Tech-Offensive anspruchsvoll finanzierten Projekte konnten um ein weiteres Jahr bis Ende 2004 verlängert werden. Schon jetzt werden mit Nachdruck Überlegungen zur dauerhaften Etablierung dieser beiden höchst innovativen Aufgabenbereiche der Transferstelle angestellt.

## TERMINE

- 30.01.2004: PM Insight: Mit Erlebnis zum Erlebnis, Methoden des erfahrungsorientierten Lernens
- 04.02.2004: Abschlussveranstaltung des 5 Euro Business Wettbewerbs
- 27.02.2004: PM On Site- Veranstaltung im Bayerischen Institut für Angewandte Umweltforschung und -technik – Bifa GmbH

Information und Anmeldung:  
Zentrum für Weiterbildung  
und Wissenstransfer – ZWW  
Telefon 0821/598-4019  
Telefax 0821/598-4213  
service@zww.uni-augsburg.de  
www.zww.uni-augsburg.de

Text: Cornelia Butz, ZWW

